Nicht f. d. Austausch

DAS NOMADENTUM IM NORDWESTLICHEN AFRIKA

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
genehmigt von der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Berlin

von

Paul-Gerhardt Merner
aus Oranienburg

Tag der Promotion: 22. Februar 1937
Tag der mündlichen Prüfung: 25. November 1936

805
Diss. Berlin
1937

*38996.

REFERENTEN:

PROF. DR. CARL TROLL

PROF. DR. WALTHER VOGEL

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

DRUCK: BUCH- UND VERLAGSDRUCKEREI MIER & GLASEMANN, BERLIN-NEUKÖLLN

INHALT

Vorwort . . . . . Seite 5

I. Begriff, Grundlagen und Verbreitung des Nomadentums. . . . . „ 7

1. Gebrauch der Bezeichnung und Definition . . . . . „ 7
2. Nomadismus als Entwicklungsstufe . . . . . „ 8
3. Nomadismus als Wirtschaftsform . . . . . „ 8
4. Historische und politische Beziehungen . . . . . „ 9
5. Rasse und Nomadismus . . . . . „ 10
6. Schrifttum . . . . . „ 10

II. Die Nomaden im nordwestlichen Afrika

Allgemeiner Teil . . . . . „ 11

A. Entwicklung und Gliederung . . . . . „ 11

1. Physisch-geographische Grundlagen . . . . . „ 11
2. Historische Einflüsse . . . . . „ 15
3. Heutige Verbreitung und Gliederung . . . . . „ 16
4. Die Zahl der Nomaden . . . . . „ 19

B. Die Wirtschaft der Nomaden . . . . . „ 20

1. Weiden und Wanderungen . . . . . „ 20
2. Die Herden (Zusammensetzung, Größe, Verwertung, Bewertung) . . . . . „ 21
3. Nahrung und Kleidung, Wohnung und Geräte . . . . „ 24
4. Handwerk, Handel, Verkehr und Raub . . . . . „ 26
5. Nomaden und Seßhafte . . . . . „ 29

C. Die Kultur der Nomaden . . . . . „ 30

1. Körper und Mentalität . . . . . „ 30
2. Die Familie . . . . . „ 30
3. Politische Organisation . . . . . „ 31
4. Rechtsauffassung . . . . . „ 32
5. Religion und Kunst . . . . . „ 33
6. Zur Wertung des Nomaden . . . . . „ 34

III. **Die Nomaden im nordwestlichen Afrika**
Regionaler Teil . . . . . Seite 35
A. Die Sahara . . . . . „ 35
B. Tunesien . . . . . „ 44
C. Algerien . . . . . „ 45
D. Marokko . . . . . „ 54

IV. **Nomadismus, Transhumanz und Almwirtschaft** . . . . . „ 60

V. **Das Nomadentum und die französische Kolonisation** . . . . . „ 66

Literatur . . . . . „ 73

VORWORT

Der vorliegenden Untersuchung über das Nomadentum im nordwestlichen Afrika lag die Aufgabe zugrunde, die Ergebnisse einer umfangreichen, dem deutschen Leser nicht immer leicht zugänglichen Literatur zu einem einheitlichen geographischen Bild zusammenzufassen. Dieser Versuch erschien um so mehr berechtigt, als in deutschen geographischen Werken der nordafrikanische Nomadismus bisher nur sehr kurze Erwähnung fand.

Unter den zahlreichen Problemen, die das Nomadentum dem Geographen bietet, konnten nicht alle gleichmäßig behandelt werden; es ist daher vor allem auf wirtschaftsgeographische Fragen eingegangen worden. Dabei ergab sich von selbst die Notwendigkeit einer schärferen begrifflichen Abgrenzung gegenüber ähnlichen wirtschaftlichen Erscheinungen, die dann in dem Kapitel „Nomadismus, Transhumanz und Almwirtschaft" unternommen worden ist. Daß die Rolle des Nomadismus im Rahmen der kolonialen Probleme Nordwestafrikas meist nur vom französischen Standpunkt aus betrachtet werden konnte, lag im wesentlichen daran, daß nicht französisches Schrifttum zum Thema so gut wie gar nicht vorhanden war. In dieser Hinsicht war ich daher leider auf eine gewisse Einseitigkeit der Literatur — und damit der Urteile — angewiesen.

Ihr Entstehen verdankt die Arbeit den Anregungen von Prof. Dr. A. Rühl†, der sie auch später immer rege förderte, ihren Abschluß aber durch seinen am 13. August 1935 erfolgten plötzlichen Tod nicht mehr erlebte. Herr Prof. Dr. C. Troll hatte die Güte, mir ihre Fertigstellung nach dem alten Plane zu ermöglichen; ihm schulde ich daher besonderen Dank.

BEGRIFF, GRUNDLAGEN UND VERBREITUNG DES NOMADENTUMS

Dem Begriff des Nomadentums wohnt in der Literatur mehrfache Bedeutung inne. Aber schon die Tatsache, daß bald das Umherziehen und Umherschweifen von Völkerschaften durch ihn zum Ausdruck gebracht werden soll, bald dagegen die Bezeichnung fast als Synonym für Viehzucht angewandt wird, läßt erkennen, daß dies beides Hauptmerkmale des Nomadismus sind und die Korrelation dieser Erscheinungen zu seinem Wesensinbegriff gehört. Das Nomadentum, sagt F. von Richthofen [71], „beruht in der Beweglichkeit des aus Herden bestehenden Eigentums und der an dasselbe gebundenen Wohnhäuser, daher in der oftmaligen Veränderung des Wohnsitzes als Eigenschaft eines ganzen Volksstammes". Der Zusatz, daß zu den Bedingungen auch die Ortsveränderung des ganzen Stammes gehört, ist in der Tat wichtig; er wird uns später noch beschäftigen, wenn er als entscheidendes Kriterium gelten muß für die Abgrenzung des Nomadismus gegen ähnliche Erscheinungen. Weniger zum Ausdruck kommt bei von Richthofen die meist vorhandene Periodizität der Züge[a]), auf die besonders Bernard [120] in seiner Erklärung als „migration périodique et régulière en vue des nécessités de l'industrie pastorale" hingewiesen hat. Andererseits kann jedoch auch diese Definition nicht voll befriedigen, da sie ja ebensogut für die Transhumanz und die Almwirtschaft gelten könnte. Um den verschiedenen Erwägungen gerecht zu werden, wird man den Nomadismus — bestes deutsches Wort: Wanderhirtentum — etwa als: meist regelmäßiges Umherziehen ganzer Hirtenstämme (Wanderhirtenvölker) bezeichnen können oder ausführlicher als: ständiges und meist periodisches Wandern ganzer Stämme von Viehhaltern zum Zwecke der Weidegewinnung für ihre Herden. Diese Erklärung schließt alle aus anderen Gründen erfolgenden Wanderungen vom Begriffe des Nomadentums bewußt aus; sei es, daß es sich dabei um die Züge der früher oft als „Jagdnomaden" bezeichneten wandernden Jägerstämme handelt, oder um anders verursachte Bewegungen.[b])

Die Bedeutung des Nomadentums ist bisher vor allem auf drei Gebieten untersucht worden: in seiner kulturhistorischen Rolle, in den historisch-politischen Einflüssen und schließlich in seiner Erscheinung als Wirtschafts-

---

a) Vgl. S. 20.

b) F. v. Luschan führt ein Beispiel aus Kleinasien an, wo ganze Ortschaften im Sommer das Gebirge als „Sommerfrische" regelmäßig und vollständig aufsuchen. (Völker, Rassen, Sprachen. Berlin 1927.)

form. Die sehr alte und lange von kultur- und wirtschaftshistorischer Seite festgehaltene Behauptung, daß der Nomadismus als frühe Entwicklungsstufe aller Völker anzusehen sei, kann heute als widerlegt gelten. Wir Deutsche etwa wissen, daß unsere Vorfahren vor der Entwicklung zum Bauerntum in der Mittelsteinzeit zwar Jäger, niemals aber Nomaden im eigentlichen Sinne gewesen sind, wie es noch Meitzen annahm. Die alte entwicklungsgeschichtliche Dreistufentheorie Jäger — Nomaden — Ackerbauern ist endgültig abgetan; an ihre Stelle trat jedoch ein neues Problem, das heute noch heiß umkämpft ist: die Frage nach der Entstehung des Nomadentums. Daß diese Wirtschaftsform keine ursprüngliche Erscheinung darstellt, wird allgemein anerkannt. Die erste Voraussetzung war natürlich das Vorhandensein von Haustieren überhaupt, und zwar besonders auch wegen ihrer Verwendung als Transporttiere. Das fortgesetzte Wandern des Nomaden schließt die Anlage fester Wohnplätze aus. Alles zum Leben Notwendige: Zelte und Stoffe als Schutz gegen die Witterung, Geräte und Werkzeuge, Lebensmittel und Waffen muß er — wenn auch in beschränktestem Umfang — stets mit sich führen. Dazu sind besondere Transporttiere erforderlich, die den klimatischen Bedingungen genügen, also jeweils anspruchslos und ausdauernd genug sind. Diese wichtige Rolle wurde seit alters von Kamel, Esel und Maultier, seltener vom Rind, übernommen. Aus welcher anderen Wirtschaftsform aber hat sich nun diese Viehhaltung entwickelt? Sind Jäger oder Bauern die Vorläufer der Wanderhirten gewesen? Hier war es vornehmlich Ed. Hahn, der in seinen Schriften [37—39] ausführte, daß der Nomadismus in heutiger Form nur nach dem Ackerbau sich entwickeln konnte, da er einer wenigstens losen Fühlungnahme zu getreidebauenden Gebieten bedarf. Nirgends nämlich sind nomadische Stämme bekannt, die ausschließlich von den durch die Viehzucht gewonnenen Nahrungsmitteln leben; überall tritt dazu eine auf die verschiedenste Art und Weise erlangte vegetabilische Nahrung, insbesondere Getreide und Datteln (vgl. S. 24). Erst nach dem Ackerbau also, meinte Hahn, und nachdem Ackerbauern aus kultischen Motiven zur Viehhaltung übergegangen waren, konnte das Wanderhirtentum entstehen. Abgesehen von seiner Erklärung für die Einführung der Viehzucht wurde diese These fast Allgemeingut, bis neuerdings — hauptsächlich von seiten der Kulturkreislehre — ein heftiger Kampf gegen sie einsetzte. Diese Gegner Ed. Hahns, in Deutschland sind es besonders Koppers und Flor, glauben nun, vielmehr wieder in der Jagd die Vorstufe des Wanderhirtentums gefunden zu haben; so erkärt etwa F. Flor [29] den Nomadismus als aus arktischen Jägern (Protosamojeden und Ureskimos) entstanden. Schließlich legt Honigsheim [43] noch in einer dritten Theorie die totemistische Genesis als die wahrscheinlichste dar. Diese knappen Hinweise mögen genügen, um den Stand der kultur- und wirtschaftshistorischen Forschung über das Nomadentum zu kennzeichnen.

Für die vorliegende Arbeit von größerer Bedeutung ist die Betrachtung des Nomadismus als Wirtschaftsform. Zwar ist Ed. Hahn durch die erwähnte Tatsache der Unmöglichkeit einer Autarkie auf so verhältnismäßig primitiver Wirtschaftsstufe veranlaßt worden, eine besondere nomadische Wirtschaftsform nicht anzuerkennen; zu seiner Unterscheidung Hackbau — Plantagenbau hätte jedoch als Parallele die Aufteilung der Viehwirtschaft

in nomadische Viehhaltung (hauswirtschaftliche Form) und moderne Viehgroßwirtschaft (marktwirtschaftliche Form) besonders nahegelegen. Heute erscheint uns die Eigenart und Selbständigkeit des Wanderhirtentums als Wirtschaftsform unbestritten. Das Wesen des Nomadismus, vom geographischen Standpunkt aus betrachtet, liegt gerade in seinem Auftreten und in seiner Verbreitung als Wirtschaftsform und ist in der Wechselbeziehung zwischen dieser Erscheinung und den geographischen Bedingungen ihres Raumes, kurz: im Verhältnis von Mensch und Erde, begründet. Ob darüber hinaus beim Auftreten der nomadischen Wirtschaftsart auch geschichtliche Gründe mitspielen, oder ob es sich um eine Erscheinung handelt, die nur mit der Änderung der Naturbedingungen selbst umgeformt oder gar aufgehoben werden könnte, das ist eine weitere, zum Teil politisch-geographische Fragestellung.

Die aktive Rolle der Wanderhirten in Geschichte und Politik wird vom europäischen Standpunkt aus vorwiegend nur als destruktiv bezeichnet, zumal sie in der Entwicklung des Abendlandes recht merkbar zu spüren war.[a]) Wiederholt haben Nomadenvölker durch den Besitz des Pferdes oder des Reitkamels eine Bedeutung erlangt, die in keinem Verhältnis zu ihrer Zahl und Kulturstufe stand. Es ist interessant, daß es in Europa vor allem ein Russe und ein Pole waren, die diese Erscheinungen zum Gegenstand von Untersuchungen machten (Grigorjew [34] und Kotvicz [53]). Für den Geographen noch bedeutsamer sind jedoch die Versuche Huntingtons [47] und Currys [22], diese historisch-politischen Vorgänge mit physisch-geographischen (klimatologischen) in Einklang zu bringen. (Annahme regelmäßiger Trockenperioden, die die Nomaden Innerasiens zum Ausfall zwangen.)

Daß die Wanderhirten öfters in das geschichtliche und politische Leben anderer Völker eingegriffen haben, wurde soeben angedeutet. Nun drängen sich aber weitere Fragen auf: Hat vielleicht auch umgekehrt die allgemeine historische Entwicklung Einfluß gehabt auf das Entstehen oder zumindest die Verbreitung von Nomaden? Und ferner: Ist dies etwa eine Wirtschaftsform, die nur einigen bestimmten Rassen zu eigen ist? Wieder einmal war es vor allem Ed. Hahn, der sich um diese Probleme bemühte. Er vertrat in seinen Schriften die Ansicht, daß für das Auftreten des Nomadentums in erster Linie geographische Gründe ausschlaggebend wären. Das Wanderhirtentum ist in der Tat grundsätzlich gebunden an das Vorhandensein von Steppen und Wüsten, also von Landschaften, die wesentlich durch klimatische Faktoren bedingt sind. Das Maß seiner räumlichen Ausdehnung allerdings ist in hohem Grade auch von historisch-politischen Verhältnissen abhängig. Denn gerade die Lage des Nomadismus im Grenzsaum von Oekumene und Anoekumene bringt es mit sich, daß sein Verbreitungsgebiet stark schwankt. Politisch mächtige Staaten werden es stets versuchen, die landwirtschaftliche Bebauung ihrer Böden bis auf das äußerste zu nutzen, d. h. die Wanderhirten mit allen Machtmitteln von ihren Grenzgebieten fernzuhalten. Umgekehrt werden es die Nomaden in Zeiten staatlichen Verfalles bei ihren Nach-

a) Von einigen Seiten (z. B. Oppenheimer und Honigsheim) mißt man den Nomaden allerdings eine große politische, ja staatsbildende Rolle bei; vgl. dazu Flor [28]. Dagegen wendet sich u. a. Becker [8].

barn verstehen, auf deren Kosten in bislang bebaute Gegenden vorzudringen. Dieser politisch bedingte Wechsel führt zu einer häufigen Veränderung der Lebensgebiete des Wanderhirten; ja, man könnte beim Nomadismus geradezu von einem Oszillieren seines Wirtschaftsraumes sprechen.

Mit der Feststellung der geographischen Bedingtheit des Wanderhirtentums ist eigentlich auch die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Rasse und Nomadismus beantwortet. Ein solcher Zusammenhang kann eben nur insoweit bestehen, als er schon a priori zwischen Rasse und Raum vorhanden war. Berber und Araber bebauen in Nordafrika das Land, und Berber und Araber durchstreifen hier als Nomaden die Steppe. Daß Neger meist nur als Seßhafte und tributpflichtige Bauern (Harratin) sich finden, ist vorwiegend ein soziales Relikt des Sklavenhandels. Die Kluft, ja der Haß, besteht hier nicht zwischen den Rassen, sondern zwischen den von Natur aus feindlichen Wirtschaftsformen. Andererseits kann auch kein Zweifel darüber bestehen, daß eine fremde, etwa plötzlich in die Grenzgebiete des Anbaus verschlagene Rasse den wirtschaftlichen Modus wählen wird, der allein der in ihrem Heimatsraum gewachsenen Wesensart und Tradition entspricht. Ein deutscher Bauer würde in einem landwirtschaftlich ungünstigen Gebiet im Hochland der Schotts eben das Menschenmöglichste versuchen, um der Natur ein paar Körnerfrüchte abzuringen. Ein arabischer Beduine dagegen würde in einer ackerbaulich weit günstigeren Landschaft womöglich lieber verhungern als die Hand an einen Pflug legen. Sind die Naturgesetze jedoch zu stark in ihrer Auswirkung, dann muß der Mensch sich fügen, wenn er bleiben will. So ist die naturbedingte Erscheinung des Nomadismus auch im nordwestlichen Afrika nicht an bestimmte Rassen, Rassengruppen, Völker oder Sprachen gebunden.

Es sind also grundsätzlich physisch-geographische und nur im Hinblick auf die Ausdehnung politisch-historische Momente, die das Vorhandensein des Nomadentums bedingen. Es bleibt ferner wichtig die Notwendigkeit geeigneter Herden- und Transporttiere. Hier liegt auch eine der Erklärungen für die eigenartige Tatsache, daß der Nomadismus ziemlich ausschließlich an den Wüstengürtel der Alten Welt gebunden ist, während die Trockengebiete der Neuen Welt im wesentlichen von der marktwirtschaftlich orientierten Viehgroßwirtschaft genutzt werden. Wo hier — wie etwa in Arizona — Formen des Wanderhirtentums auftreten (vgl. Hoover [45]), sind sie neueren Ursprungs; die indianischen Nomaden des Westens waren früher Jäger und Sammler.[a]) Als Hauptgebiete eigentlichen Nomadentums verbleiben nur drei Zentren: Zentralasien, Vorderasien und Nordafrika.

Die Literatur über den Nomadismus in diesen Räumen oder gar über das gesamte Wanderhirtentum ist noch sehr gering. Banse kündigte in seinem Beduinenbuch [6] eine wissenschaftliche Darstellung des gesamten Nomadentums an, die bisher noch nicht erschienen ist. Vorerst ist hierüber nur eine Dissertation W. Eiardts vorhanden [26], die jedoch schon wegen der Nichtbeachtung wichtigsten Schrifttums und wegen ihrer schweren Zugänglichkeit nicht recht in Betracht kommt (Maschinenschrift). Eine knappe, aber

---

a) Über die Sonderstellung der indianischen Bewohner der Puna de Atacama vgl. E. Boman, Antiquités de la Région Andine. Paris 1908. 2 Bde.

ausgezeichnete Würdigung des gesamten Nomadismus findet sich dagegen in dem Werk von R. Schickele „Die Weidewirtschaft in den Trockengebieten der Erde" [74].

An regionalen Untersuchungen der Großräume liegen einige weitere Arbeiten vor. A. Käselau [49] bietet über Arabien eine sachlich wie formal wenig erfreuliche Arbeit. Er versucht, alte Berichte von Reisenden zu einer Darstellung zu verschmelzen. Ein wesentlicher Teil der Schrift befaßt sich mit der landschaftlichen Gliederung des Gebietes nach der Passargeschen Terminologie. Wertvoller ist: P. Kunhenn, Die Nomaden und Oasenbewohner Westturkestans [57]. Das Grundprinzip der Wanderzüge ist hier zwar besser erfaßt als bei Käselau, an einer klaren Darstellung mangelt es jedoch ebenfalls; dagegen werden die Nahrungsfrage und die kulturellen Momente treffender und eingehender dargelegt. Weniger auf Literaturstudien beruhend, sondern aus persönlicher Kenntnis heraus geschrieben ist die „Betrachtung des Wirtschaftslebens der sibirisch-centralasiatischen Nomadenvölker" von Tahir Schakir-zade [73]. Die umfassende und vielseitige Studie Victor Müllers über die Nomadenstämme Syriens [65] beruht zum großen Teil auch auf eigener Erfahrung; leider werden die wirtschaftlichen Fragen hier verhältnismäßig knapp behandelt.

Für Nordafrika gibt es eine Gesamtdarstellung nicht. Ueber Algerien haben wir das Werk von Bernard-Lacroix „L'évolution du nomadisme en Algérie" [120], das als erste wissenschaftliche Untersuchung des Nomadismus überhaupt angesprochen werden kann, wegen der kolonialen Entwicklung heute aber zum Teil schon überholt ist. Daneben wären für das französische Nordwestafrika nur noch die kürzeren Beiträge von S. Nouvel [221] und Lehureaux [202] zu nennen. Die vorliegende Arbeit will es versuchen, einen ersten Gesamtüberblick über das Nomadentum im nordwestlichen Afrika zu geben. Der NE konnte dabei außer Acht gelassen werden, weil für die italienische Kolonie u. a. die Veröffentlichung von Stroppa [81] und für das ägyptische Gebiet das fesselnde Buch von Dumreicher [25] vorhanden sind. Das letztere Werk gibt von berufenster Seite vielfache Einblicke in das Leben der Wanderhirten.

DIE NOMADEN IM NORDWESTLICHEN AFRIKA

Allgemeiner Teil

A. Entwicklung und Gliederung

Im NW Afrikas wie in ihren anderen Verbreitungszonen ist der Lebensraum der Nomaden durch die Trockengebiete bestimmt; deren Bedingungen und Grenzen bilden die physisch-geographischen Grundlagen des Nomadismus. Es ist verständlich, daß eine derartige Wirtschaftsform, die Produktionsüberschüsse so gut wie gar nicht aufzuweisen hat, also meist rein hauswirtschaftlich eingestellt ist, sich nur dort halten kann, wo eine intensivere Nutzung nicht möglich ist. Soweit die an sich recht fruchtbaren Trockenböden nicht durch eine künstliche Bewässerung kultivierbar

gemacht werden können, bleiben für die Abgrenzung des Wanderhirtenbereiches allein die klimatischen Verhältnisse ausschlaggebend; denn durch sie fast ausschließlich wird hier die Existenzgrundlage der Nomaden, die Vegetation, bestimmt. Wo eine wenigstens noch geringe Menge Regen fällt, sprießen in diesen ariden Gebieten sofort Weiden; wo Weiden sich regelmäßig oder zufällig entwickeln, ist Lebensraum für den Wanderhirten vorhanden.

Um die Verteilung der so wichtigen Niederschläge in den zu behandelnden Gebieten aufzuzeigen, ist wegen der engen Zusammenhänge zunächst eine kurze orographische Betrachtung notwendig. Das nordwestliche Afrika besteht aus zwei genetisch und orographisch völlig verschiedenen Teilen: dem Atlasgebiet und seinem saharischen Hinterland. Das Gebiet des Atlas ist vorwiegend gebirgig und seiner Struktur nach dem südeuropäischen Faltensystem zugehörig. Die einzelnen Ketten laufen ungefähr parallel der Küste, etwa in SSW—NNE-Richtung, nur der marokkanische Mittlere Atlas ist mehr nordsüdlich gestellt. Wichtig erscheint, daß die höchsten Erhebungen im W liegen, wo der Djebel Toubkal über 4000 m erreicht (im Hohen Atlas)[a]). Der südlich davon verlaufende Antiatlas ist erheblich niedriger. Der östliche, algerische Teil des Gebirges hat zwei Hauptketten: den an der Küste entlangziehenden Tellatlas und den weiter südlich gelegenen Saharaatlas. Zwischen ihnen dehnt sich eine unruhige Ebene, eingeschlossen von den umrandenden Ketten, die trotz zahlreicher lokaler Erhebungen ihren Charakter als Hochfläche wahrt: das fast abflußlose Hochland der Schotts. Der ihm eigene Schollencharakter ist auch bei der dem marokkanischen Atlas vorgelagerten Meseta anzunehmen. Die südlich an den Atlas anschließende Sahara ist tektonisch und genetisch erheblich einfacher gebaut. Sie bildet einen Teil des großen afrikanischen Schildes und erreicht nur im Hoggarmassiv Höhen über 2000 m. Ihr größter Teil steigt nicht über 500 m an. Im östlichen Algerien zeigt sich vielmehr eine große Senke, die westlich vom Chott el Djerid in ziemlichem Umfang unter dem Meeresspiegel gelegen ist.

Für das ganze westliche Saharagebiet, mit Ausnahme der östlichen Erhebungen, ist die orographische Gestaltung jedoch weniger bedeutend, da es sich hier um ein ausgesprochenes Wüstenklima handelt, das seine extreme Trockenheit zum guten Teil dem NE-Passat verdankt. Niederschläge fallen also, wenn überhaupt, völlig unregelmäßig. Für das im Tidikelt gelegene In Salah (300 m) ergeben sich z. B. als Jahresdurchschnitt nur 8,1 mm (Periode 1903-1913). Allerdings gibt es nur sehr wenige Gebiete, die fast nie Regen erhalten. Für genauere Zahlen fehlen wissenschaftliche Beobachtungen; Gautier gibt als hypothetischen Durchschnittswert 100 mm an, was in der Tat das höchste sein dürfte. Allerdings ist eine Durchschnittsberechnung so gut wie wertlos wegen der außerordentlichen Unregelmäßigkeit des Ausfallens. Häufig folgt auf einen unwetterartigen Regen jahrelange absolute Trockenheit, sodaß eine Mittelberechnung praktisch bedeutungslos ist. So verzeichnete Tamanrasset (= Fort Laperrine im Hoggar, 1450 m) i. J. 1910 in allen

a) Nicht der Ari-Ajaschi (nur 3750 m) ist der höchste Berg Nordafrikas, sondern wohl der Djebel Toubkal (4160 m). Vgl. den Bericht über seine erste deutsche Besteigung bei J. Blattl (Unbekanntes Nordafrika. Salzburg 1933.).

Monaten 0 mm; vom 15.—17. Jan. 1922 ging dagegen ein Wolkenbruch nieder, der fast sämtliche Hütten zerstörte und großen Schaden anrichtete; an Menschenopfern waren 8 Tote zu beklagen. Besonders gefährlich werden in solchen Fällen die kleinen Täler der „Gelegenheitsflüsse" (Wadis oder Oueds), die sich dann in kurzer Zeit zu reißenden Strömen entwickeln können. Außer der Dürftigkeit der Niederschläge sind die geringe Luftfeuchtigkeit (für Tamanrasset 4—21 %) und sehr große Tagesamplituden kennzeichnend (oft 30—40°). Extreme Einzelwerte von + 40° und — 5° sind keine Seltenheit und für die Zusammensetzung der Vegetation äußerst wichtig. Auch in diesen natürlichen Bedingungen ist das Atlasgebiet völlig anders gestellt. Hier herrscht das Etesienklima, das durch vorwiegendes Ausfallen der Niederschläge im Winter gekennzeichnet ist. Die Höhe der Regenmenge ist im Atlasgebiet natürlich sehr von der Verteilung der Gebirge abhängig. Die westlichen Seiten zeigen durchweg höhere Werte, da sie für die regenbringenden Wolken windoffen liegen. Dagegen befindet sich bei der Schotthochfläche der ganze W besonders stark im Regenschatten (270 mm), während der E schon wieder fast das Doppelte an Feuchtigkeit (470 mm) erhält. Da die Niederschläge weiterhin gleichzeitig mit der Entfernung von der Küste geringer werden, nimmt hier die Regenmenge im allgemeinen von NNE nach SSW ab. Die lokalen orographischen Verhältnisse rufen aber zahlreiche Abweichungen hervor. Allgemein folgt jedoch südlich des Tellatlas bald die 400 mm-Isohyete, jenseits der ein Anbau ohne künstliche Bewässerung meist nicht wirtschaftlich ist. Im großen gesehen ist das ganze Atlasgebiet eine klimatische Grenzzone, innerhalb welcher der Übergang vom Etesienklima mit seinen für den Ackerbau noch ausreichenden und meist im Winter ausfallenden Niederschlägen zum Trockenklima der südlichen Steppen und Wüsten stattfindet, das an Stelle der geschlossenen Dauerflora bald nur noch sporadische Vegetation (Regenflora) aufweist.[a])

Nach S zu werden wegen der schnell abnehmenden Regenmenge die hydrographischen Verhältnisse von besonderer Bedeutung für den Menschen. Sie sind geradezu eine Lebensfrage in der Wüste. Infolge der dürftigen Niederschläge sind hier dauernd wasserführende Flüsse nicht vorhanden; es finden sich nur die jeweils nach Regengüssen gefüllten Wadis, die in der übrigen Zeit Trockenbetten sind. Die bedeutendsten unter ihnen stehen jedoch außerdem noch mit dem Grundwasserspiegel in Verbindung und weisen so — obwohl sichtbar kein Wasser führend — als Folge genügender Durchfeuchtung des Bodens ein in ihrer besten Entwicklung fast ununterbrochenes und bisweilen ziemlich breites Band von Weiden auf. Besonders der Wadi Saoura kann hier als Beispiel angeführt werden; im E entspricht ihm der nicht ganz so günstige, weil aus dem Hoggarmassiv kommende und nach N gerichtete, Wadi Igharghar. Das reichliche Vorhandensein dieser Trockenflüsse in der westlichen Sahara ist von ausschlaggebender Bedeutung für den Nomadismus. Weit mehr als die Oasen sind sie die Leitlinien der Wanderstämme, die Leben und Aufenthalt in der Wüste überhaupt erst ermöglichen. Ihr Fehlen in der Libyschen Wüste hat auch das Fehlen des Nomadentums dort zur Folge. Die

---

a) Vgl. dazu F. Jäger, Trockengrenzen in Algerien. Petermanns Mitteilungen, 1936.

hydrographischen Verhältnisse sind aber noch in anderer Hinsicht von allergrößter Wichtigkeit; die besten Weiden sind völlig nutzlos, wenn sich nicht Wasserstellen finden, die das Tränken des Viehes und die Versorgung der Menschen mit Wasser ermöglichen. Zwar vermögen die Herden in der Regenzeit wegen des frischeren Zustandes der Weiden Durst viel länger zu ertragen; ein Tränken ist aber auch dann ab und zu erforderlich. Die Wanderzüge sind demnach oft mehr von der Verteilung der Wasserstellen als von der der Weiden abhängig. Nur in seltenen Fällen findet sich Quellwasser, und dann ist die Quelle meist Mittelpunkt einer Oase. Aber spätestens den Arabern war es schon gelungen, den Grundwasserspiegel durch künstliche Brunnen auszunutzen. So finden sich im ganzen Trockengebiet verstreut — soweit Grundwasser vorhanden ist — alte und neue Brunnen, die auf verschiedenste Art das Wasser fördern. Natürliche Senken, in denen Wasser während eines großen Teiles des Jahres sich vorfindet, sind meist mit Salz angereichert und werden auch sonst von den Wanderhirten aus Sorge vor Krankheitskeimen gemieden. Vorwiegend werden also Brunnen aller möglichen Systeme benutzt. In richtiger Erkenntnis von der Bedeutung dieser Frage hat die französische Kolonialverwaltung schon frühzeitig genaue Erhebungen darüber anstellen lassen [a]) und neuerdings im Congrès de l'Eau von 1928 ein großzügiges Programm zur Schaffung von Wasserstellen entworfen. Reichlicheres Quell- oder Brunnenwasser bildet die Grundlage für die Oasen, die als Stützpunkte der Wanderhirten ebenfalls wichtig sind. Auf die eigenartige und notwendige Symbiose wandernder Hirten und seßhafter Oasenbewohner wird später noch eingegangen werden.

Wenn die klimatischen Verhältnisse die eigentlich grundlegenden sind in der Landschaft der Wanderhirten, so ist zweifellos das Pflanzenkleid das unmittelbar Wichtigste und zugleich Augenfälligste in ihrem Lebensraum. Zwei Vegetationsgebiete sind vor allem dazu zu rechnen: die Steppe und die Wüste. Das anbaufähigere, meist sogar sehr fruchtbare Gebiet nahe der Küste, der sogen. Tell, scheidet als Weideland für die Nomaden im allgemeinen aus. Die französische Verwaltung hat in Algerien daher bereits 1876 dieses Tellgebiet offiziell gegen die Steppenregion abgegrenzt; die Trennungslinie verläuft ungefähr küstenparallel, buchtet im östlichen Teil aber mehr nach S aus; zusammenfassend kann man sagen, daß das Hochland der Schotts meist in die Steppenregion fällt. Während in Algerien Tell, Steppe und Wüste von der Küste aus landeinwärts aufeinanderfolgen, kann in Tunis von einer solchen zonalen N—S-Folge nicht gesprochen werden, da die Vegetationsgebiete hier unregelmäßig verschachtelt liegen. Das ist ein wesentlicher Grund für die hier erheblich geringere Verbreitung großer Nomadenzüge! Gemeinsam sind diesen ariden Gebieten Nordwestafrikas mit ihren Sukkulenten, Xerophyten und Halophyten nur die durch allgemein klimatische Bedingungen aufgeprägten Züge mehr oder minder großer Trockenheit, die im N jahreszeitlichem Wechsel unterliegen, während in der Wüste die Wachs-

[a]) „Le pays du mouton" [175]. Grundlegendes Werk, das die Lebensbedingungen des Nomadismus untersuchte, besonders der Wasserfrage gewidmet war und als Vorarbeit für eine Modernisierung der nomadischen Viehzucht gelten sollte.

tumsperioden sich den unregelmäßigen und zufälligen Niederschlägen anpassen (Regenflora — Dauerflora). Daneben zeigt das sich ja fast über 20 Breitengrade erstreckende Gebiet in teils unmittelbaren, teils unmerklichen Übergängen zahlreiche Variationen des Pflanzenkleides. Allerdings handelt es sich oft nur um Unterschiede der geringeren oder größeren Dichte der Pflanzen (Abstände beim Büschelwuchs) und um eine verschiedene Dauer der Vegetationsperiode.

Klimatische und Vegetationsverhältnisse zeigen, daß das ganze nordwestliche Afrika, mit Ausnahme des NW von Marokko, des algerischen Tell und großer Teile Tunesiens, als Lebensraum der Nomaden betrachtet werden kann. Das südliche Atlasgebiet und die Sahara lassen wegen ihrer geringen Niederschläge einen Anbau nicht zu und bleiben somit der Viehwirtschaft vorbehalten. Sind nun neben den dargelegten natürlichen Bedingungen im behandelten Gebiet auch historische Einflüsse vorhanden gewesen, die zu einer vorübergehenden Verengung oder Erweiterung des Wanderhirtenraumes geführt haben?

Daß überhaupt seit jeher Nomaden im N des schwarzen Erdteiles sich befanden, steht außer Zweifel; läßt doch selbst die Entlehnung des Wortes „Nomaden" aus „Numidae" diese Tatsache erkennen. Wiederholt finden wir dann bei antiken Schriftstellern Hinweise auf ein Vorhandensein von Wanderhirten in den Ländern südlich des Mittelmeeres. Bis zur Zeit der höchsten Machtentfaltung des römischen Imperiums wurde jedoch fast das ganze Küstengebiet von Nordafrika einschließlich seines engeren Hinterlandes ackerbaulich genutzt. Die Tatsache, daß diese Landstriche lange Zeit geradezu als Kornkammer Roms galten, hat beim Vergleich zu ihrer heutigen wirtschaftlichen Lage — man denke besonders an Tripolitanien — zur Annahme einer grundlegenden Klimaänderung in geschichtlicher Zeit in Nordafrika geführt. Allein dieser manchen Kolonialpolitikern willkommene Gedanke erwies sich als nicht richtig; die Frage wurde mehrfach untersucht und ist allgemein verneint wurden (Leiter [204], Rivière [242], Gradmann [33]). Man muß also annehmen, daß es die zielbewußte staatliche Fürsorge und die politische Macht gewesen sind, die damals ein allzu weites Ausgreifen der Wanderhirten verhindert haben. Ein erster wichtiger Schritt zur Verbreitung und Stärkung des Nomadismus in NW-Afrika war die Einführung des Kamels, die etwa mit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung anzusetzen ist; im Maghreb scheint es erst beim Untergang des Imperium Romanum aufgetaucht zu sein. Mit dem Verfall Roms änderte sich auch sonst die Lage. Das großartig angelegte Bewässerungssystem verkam, und das Nomadentum konnte sich weiter zur Küste hin ausbreiten. Diese wohl nur sehr langsame Entwicklung wurde stärker gefördert durch den Ansturm der glaubenseifrigen Moslim, die die Lehre des Propheten von Arabien siegreich bis nach Frankreich hin vortrugen. Zu einer größeren Vernichtung von Kulturen ist es jedoch während dieser Kämpfe noch nicht gekommen; das geschah erst durch ein späteres Ereignis: die sogenannte Hilalische Wanderung im XI. Jahrhundert. Es handelte sich um einen der immer wiederkehrenden Ausbrüche nomadischer Stämme aus ihren Heimatgebieten, die Europa meist nur von den Wanderhirten Innerasiens zu spüren bekam. Die Beni Hilal und die Beni Soleiman aus der Gegend der beiden heiligen Städte Arabiens drangen,

nach W vorrückend, zunächst bis zu den Ufern des Nil. Der Kalif in Kairo, der ihrem räuberischen Treiben nicht lange zusehen mochte, beschloß, seine Feinde damit zu beglücken. Er überredete die Nomaden, nach Kairouan zu ziehen, und soll jedem großmütig noch ein Goldstück als Gastgeschenk mitgegeben haben. 200 000 Araber (darunter 45 000 Krieger) eilten nun, alle Kulturen zerstörend, nach dem Maghreb. Die Berber zogen sich nach anfänglichen Kämpfen meist an unzugänglichere Stellen zurück, wo sie noch jezt die Mehrzahl der Bewohner ausmachen (höhere Gebirgstäler, Aurès, Kabylei, Marokko, Inneres der Sahara), während sonst alles von Arabern unterworfen und durchsetzt wurde. Die E—W-Richtung dieses Einbruchs läßt sich noch heute am Anteil der reinen und arabisierten Berber an der Bevölkerung ablesen; er beträgt in Tunesien etwa 30 %, in Algerien 50 %, in Marokko fast 90 %! Aber auch von ihnen wurde fast ausschließlich die arabische Sprache und der Islam übernommen. Seit diesem hilalischen Einfall war der Nomade in so weitgehendem Maße Herr des Landes, daß noch vor wenigen Jahrzehnten die Herden der Wanderhirten alljährlich bis vor die Tore Algiers drangen. Erst die französische Kolonisation hat wieder die Umkehrung des Prozesses eingeleitet; in welchem Maße das bisher gelungen ist, soll die Arbeit im einzelnen zeigen.

Die Betrachtung der physisch-geographischen Bedingungen hat eine recht große Verschiedenheit im Lebensraum der Nomaden erkennen lassen, die notwendig auch eine Verschiedenheit in Art und Intensität des Wanderhirtentums zur Folge haben muß; sie prägt sich aus in der heutigen Verbreitung und Gliederung der Nomaden. Die allgemein durch das Trockenklima bestimmte Eigenart des Nomadismus wird durch die orographischen, klimatischen und floristischen Unterschiede innerhalb seines Verbreitungsgebietes nicht unbeträchtlich differenziert. Man kann so von mehreren Arten des Nomadentums sprechen, deren räumlich-sachliche Unterschiede wiederum vorwiegend naturbedingt sind. Nur in wenigen Fällen wird bei der Einzelbetrachtung darauf hinzuweisen sein, inwieweit der Einfluß des Menschen wirksam war oder ist. Die Einteilung kann jedoch nur eine großzügige sein, da praktisch eben Übergänge in allen Abstufungen vorkommen und die Angabe von Grenzen eine Schärfe der Trennung vortäuschen würde, die in keinem Falle vorhanden ist. Unter diesem Vorbehalt möchte ich vier größte und wichtigste Gruppen unterscheiden: Vollnomaden, Halbnomaden, Wüstennomaden und Bergnomaden.

Unter Vollnomaden sind die eigentlichen und typischen Vertreter des Nomadismus zu verstehen, deren Landschaftsraum vorwiegend die Steppe ist und deren Züge deutlich jahreszeitlichem Wechsel unterliegen. Da abgesehen von lokalen Sonderfällen die Niederschläge auch noch in den südlichen Übergangsgebieten des Atlas im Winter und Frühjahr meist zahlreicher sind, im Sommer dagegen nur weiter im N sich ausreichende Weiden finden, kann der Zug nach N im Sommer und nach S im Winter als Grundrhythmus im Wanderleben der nordafrikanischen Nomaden angesehen werden. Die Vollnomaden verbringen den Winter also mit ihren Herden meist in den südlich des Saharaatlas gelegenen Steppen, ziehen im Frühjahr über die Bergketten in das Hochland der Schotts und dringen bisweilen bis in die Grenzgebiete des Tell am Südrand des Küstenatlas vor. Diese Bewegung ändert sich im W

etwas ab, da hier die Züge naturgemäß mehr südost—nordwestlich oder gar von E nach W verlaufen. Der Hauptaufenthaltsraum bleibt jedoch die Steppe, die Wanderzüge sind meist recht lang und überbrücken in einigen Fällen Entfernungen bis zu 700 km. Die Herden bestehen vorwiegend aus Schafen, zu denen Kamele als Reit- und Transporttiere kommen; ein Anbau von Getreide findet in nennenswertem Maße nicht statt. Das Hauptverbreitungsgebiet (Winterweiden) der Vollnomaden ist außer dem SE Marokkos der gesamte zwischen Großem Atlas und Großem Erg gelegene Raum, vom Wadi Saoura bis zum Chott el Djerid.

Vorwiegend in den Grenzgebieten des Ackerbaus, zumal dann, wenn Kultur- und Ödland stark verzahnt sind, finden sich die Halbnomaden. Sie haben — selten freiwillig — den Anbau von Getreide als Nebenbeschäftigung zu ihrer Ernährung herangezogen, betreiben ihn jedoch nur intermittierend und unregelmäßig. Ihre Wohnung ist nicht mehr ausschließlich das Wanderzelt; z. T. sind die Zelte vielmehr schon bodenfest geworden, und steinerne Speicher dienen zur Aufnahme der Ernte. Der Hausbau allerdings findet sich bei den Halbnomaden noch nicht. Werden die großen Zelte auch nicht mehr abgebrochen, so ist doch die Dauer der Seßhaftigkeit zu der des Umherziehens nur eine geringe. Die Wanderzüge sind räumlich eng begrenzt, vor allem aber fehlt ihnen der ausgeprägt jahreszeitliche Wechsel. Vielmehr wird der Weidemittelpunkt oft nur von einer Wasserstelle zur anderen verlegt. In den Herden finden sich auch Ziegen und Rinder. Die Halbnomaden sind besonders verbreitet in Tunesien, im Hochland der Schotts, in der marokkanischen Meseta und am Unterlauf des Wadi Draa.

Südlich an die Steppenzone des Atlas schließt sich mit der Sahara die Region der Wüstennomaden an. Hauptzentren sind: Mauretanien, Hoggarmassiv und weitere Umgebung und der Große Erg. Auch hier fehlen streng jahreszeitlich bedingte Wanderungen; nicht aber, weil die Züge der Wüstennomaden — etwa wie bei den Halbnomaden — grundsätzlich nur kleinere Räume umfaßten, sondern weil hier der scharfe jahreszeitliche Wechsel des Klimas fehlt und das Aufsuchen der Weiden mehr den zufälligen Niederschlägen folgt. Extrem trockene Jahre führen zu mehr oder weniger gewaltsamen Ausbrüchen in weit entfernte, günstigere Weideplätze. Auch sonst besteht noch ein Nebeneinander von kleinen und großen Wanderungen. Während nämlich die Weidezüge sich vorwiegend auf verhältnismäßig engem Raum abspielen, erstrecken sich die für die Wüstennomaden charakteristischen Handels- und Raubzüge, die nur einen Teil des Stammes umfassen, über sehr weite Entfernungen. Durch diese Abweichungen ist das Leben der hier wandernden Hirten in vielen Punkten von dem des Voll- oder Steppennomaden (der als Grundtypus gelten muß) verschieden. Allerdings sind gerade einige wesentliche Züge des Nomadismus hier am schärfsten ausgeprägt, wo die Natur die härtesten Bedingungen stellt. Die Herden bestehen vorwiegend aus Dromedaren; von Seßhaftigkeit und Anbau ist der Wüstennomade am weitesten entfernt. Zähigkeit, räuberische und kriegerische Neigungen sind für ihn besonders kennzeichnend.

Eine weitere Sonderstellung nimmt der Bergnomadismus ein, der besonders klar im Mittleren Atlas ausgeprägt ist, in Abarten aber auch im

anderen Atlasgebiet und vor allem in Algerien sich findet. Seine jahreszeitlich orientierten Wanderungen sind im Gegensatz zum Vollnomadismus nicht horizontal, oder besser longitudinal, sondern vertikal gerichtet. An Stelle des sonst überwiegenden N—S-Austausches tritt hier der Unterschied Ebene—Gebirge. Allerdings ist ein Höhenunterschied auch bei den Wanderungen der eigentlichen Nomaden vorhanden. Die im Sommer aufgesuchte Hochfläche der Schotts hat jedoch vorwiegend Steppen- und nicht etwa Bergweidencharakter; die gebirgigeren Teile des Tell- oder Saharaatlas werden vielmehr von Seßhaften, Halb- oder Bergnomaden bewohnt. Ähnlich dem Halbnomadismus zeigt auch das Bergnomadentum häufig akzessorischen Anbau, mit jedoch geringerer Neigung zur Seßhaftigkeit. Selbst wenn hier Anfänge fester Hausbauten vorhanden sind, gehören sie doch mit großen und kleinen Zelten zusammen in ein System der Mehrfachwohnungen. In den Herden der Bergnomaden nehmen die Rinder einen bedeutenden Platz ein; an Stelle des sonst üblichen Dromedars übernehmen sie die Rolle des Transporttieres. Es muß betont werden, daß gerade der Bergnomadismus die am wenigsten geschlossene Form des Wanderhirtentums darstellt, mit einer Fülle von Übergängen zum Vollnomadentum, zum Ackerbau, zur Transhumanz und auch zur Almwirtschaft.

Überhaupt sind alle aufgezeigten Formen des Nomadismus verhältnismäßig starken räumlichen und zeitlichen Schwankungen unterworfen, sodaß nur der jeweilige Zustand und die Hauptzentren festgelegt werden können. Da sich die einzelnen Arten in bezug auf ihre Ausdehnung überlappen und sogar durchdringen, ist es auch nicht möglich, ihre Verbreitungsgebiete genauer anzugeben oder sie gar exakt kartographisch darstellen zu wollen. Dazu müßten zunächst einmal zuverlässigere wirtschaftliche Angaben über alle Stämme vorliegen, und vor allem müßte auch die Konsolidierung der Verhältnisse im SW schon weiter vorgeschritten sein. Selbst auf eingehenderen Angaben beruhende Einzeldarstellungen, wie etwa die Karte Suzanne Nouvels für Marokko [221], haben nur sehr relativen Wert. Es wäre zwecklos, die Dinge einfacher sehen zu wollen, als sie sind; eine derartige Karte wird aber immer — trotz aller Vorbehalte — den Eindruck einer durchaus nicht vorhandenen Klarheit erwecken. Es sei in diesem Zusammenhang an ein Wort Masquerays erinnert: „. . . il est . . juste de dire que la plupart des tribus africaines sont plus ou moins nomades, plus ou moins sédentaires".[a]) Dabei ist stets zu beachten, daß nicht nur alle erdenklichen Arten des Überganges vom Sassen zum Nomaden sich finden, sondern daß auch der Wirtschaftsmodus der einzelnen Gruppen zeitlich starkem Wechsel unterliegt. Wir finden also Stämme, deren Mitglieder z. T. seßhaft, z. T. nomadisch sind; wir begegnen aber auch häufig Stämmen, die in schlechten Jahren mit ihren Herden umherziehen und in Zelten leben, in guten Jahren aber sich festsetzen, Hütten bauen und Äcker bestellen. Solche Verhältnisse stellen nicht nur Ausnahmen dar; sie müssen daher bei der Beurteilung von Wirtschaftsformen hier stets berücksichtigt werden.

Dies starke Fluktuieren der Lebensweise, die Schwierigkeit der statistischen

---

a) E. Masqueray, Formation des cités chez les populations sédentaires de l'Algérie. Paris 1886.

Erfassung von Wandervölkern und zudem das Fehlen fast jeglicher zuverlässigen Nachrichten für immer noch große Gebiete machen eine sichere Schätzung der Zahl der Nomaden sehr schwer. Früher wurden Angaben in dieser Hinsicht von Reisenden wohl wegen des abenteuerlichen Hintergrundes ihrer Unternehmungen und von seßhaften Eingeborenen wegen ihrer machtpolitischen Unterlegenheit weit übertrieben. Aus den afrikanischen Nomadengebieten sind zwar derartig nachhaltige Einflüsse auf die europäische Kulturwelt nicht ausgeübt worden, wie sie die Verheerungen asiatischer Gruppen wiederholt hervorriefen. Im Inneren des Erdteiles ist jedoch auch in historischer Hinsicht ihre Rolle nicht unbedeutend gewesen. G. Spannaus hat unlängst in einer Untersuchung a) die Bedeutung der Wanderhirten (besonders der hamitischen) als herrschender Oberschicht bei zahlreichen afrikanischen Staaten (den „Schichtstaaten") nachgewiesen. Auch in Nordafrika ist also wohl infolge des politischen Einflusses die Zahl der Nomaden stark überschätzt worden. Es darf nicht vergessen werden, daß die Eigenart der Wirtschaftsform zwar ungewöhnlich große Räume erfordert, andererseits aber nur relativ wenigen Menschen Nahrung und Auskommen bietet.

Lehureaux schätzt die Zahl der heute in den Südterritorien nomadisierenden Eingeborenen auf nahezu eine halbe Million; für den ansehnlichen Umfang des Gebietes (etwa 2 Mill. qkm) an sich nicht sehr viel. Der Anteil an der Gesamtbevölkerung würde demnach aber über 90 % betragen. Von anderer Seite wird dieser Anteil jedoch nur mit etwa 40 % angegeben. Daß man allen Schätzungen äußerst kritisch gegenüberstehen muß, mögen zwei Beispiele beweisen. Während wir aus übereinstimmenden Berichten wissen, daß die Zahl aller Tuareg sich auf höchstens 150 000 beläuft, läßt Guy [178] allein im französischen Westafrika nicht weniger als 232 000 Tuareg leben; wobei — wie bei vielen Schätzungen — noch mehr die Genauigkeit als die Größe der Zahl verblüfft! Schmitthenner [247] gab 1924 die Zahl der Nomaden in Südtunesien mit 2000 an; eine sicher zu knappe Schätzung. Da in Nordtunesien Wanderhirten so gut wie gar nicht vorhanden sind, könnte man mit geringfügiger Änderung die Angabe auch auf ganz Tunesien beziehen. Dagegen nahm nun aber Behrmann 1932 [108] auf Grund von Berechnungen die Existenz von 445 100 Nomaden an! Er hat dabei wohl Statistiken über die Verbreitung der Zelte zugrunde gelegt. Auf diese Weise würde man für Marokko rund 1,2 Millionen, für Algerien rund 1 Million und für Tunesien etwa 0,4 Millionen Nomaden erhalten. Diese Zahlen sind jedoch sowohl absolut als auch relativ falsch. Einmal fallen darunter alle diejenigen zahlreichen Seßhaften und Viertelnomaden, die dauernd oder vorübergehend in Zelten wohnen, und vor allem bleibt dabei das System der Mehrfachwohnungen unberücksichtigt, d. h. die Tatsache, daß viele Familien mehrere Zelte, getrennt nach Ort, Zeit und Zweck, benutzen. Die größte Schwierigkeit jeder Schätzung liegt bei der Festsetzung der Grenze für die Halbnomaden. Legen wir hier unsere Definition zugrunde, so dürfte die Gesamtzahl aller Nomaden (Voll-, Halb-, Berg- und Wüstennomaden) in Nordwestafrika 1 Million nicht wesentlich übersteigen. Die Mauren und Tuareg sind darin einbegriffen. Die

a) „Züge aus der politischen Organisation afrikanischer Staaten und Völker". Diss. Leipzig 1929.

Gesamtzahl der eingeborenen Bevölkerung in Marokko, Algerien, Tunesien, einschließlich der Südterritorien, betrug i. J. 1930 rund 12 Millionen. Die Zahl der Nomaden in Libyen wird mit etwa 250 000 (100 000 Vollnomaden, 150 000 Halbnomaden) in Ägypten mit nur 30 000 angegeben.

B. Die Wirtschaft der Nomaden

Trotz aller Verschiedenheiten in den einzelnen Gegenden und unter den einzelnen Arten des Nomadentums ist der materielle und geistige Besitz der nordwestafrikanischen Wanderhirten in der Hauptsache derselbe. Ihr Leben soll daher zunächst gemeinsam in großen Zügen geschildert werden, wobei der Typ des Vollnomaden diesem Bild am nächsten kommen dürfte. Sind im einzelnen für die verschiedenen Gruppen wichtige Abweichungen vorhanden, so werden sie sogleich oder aber bei der regionalen Besprechung dargelegt.

In den ariden Gebieten, die den Lebensraum der Nomaden ausmachen, ist eine Ernährung des Menschen auf direktem Wege durch den Genuß der Pflanzen nicht möglich. Erst die Viehhaltung gestattet es, die dargebotenen Nährstoffe stärker zu sammeln und durch Umformung verwertbar zu machen. Aber auch dann sind zu ausreichender Erzeugung große Flächen als Weide notwendig, da die dürftige Vegetation durch Menge ersetzen muß, was ihr an Qualität fehlt. So ist der Nomade gezwungen, dauernd umherzuziehen, um neue Weiden für seine Herden zu suchen: die Sicherung der Weidegewinnung ist seine wichtigste wirtschaftliche Vorsorge; W e i d e n u n d W a n d e r u n g e n bestimmen sein Leben. Künstliche Vorräte an Futter können wegen der ungenügenden Ergiebigkeit der Pflanzendecke nicht angelegt werden, und selbst in den seltenen Fällen, wo der Nomade nebenbei geringen Ackerbau betreibt, pflegt er niemals Futtergetreide anzubauen. Von einem nur durch den Willen diktierten oder jedenfalls nicht durch Rücksicht auf die Viehzucht bestimmten „Schweifen" der Nomaden kann daher nicht gesprochen werden. Daß „. . . der Wanderhirte es . . durchaus dem Zufall oder dem Naturtrieb seiner Herden überläßt, sich das Futter zu suchen oder eintretende Notzeiten zu überwinden . . ." (Darré [23]), kann in dieser Form keineswegs aufrechterhalten werden. Die weitaus meisten Züge sind vielmehr von einer erstaunlichen Regelmäßigkeit, die durch ziemlich scharf umrissene natürliche Grundgesetze bedingt ist. Die Züge stehen in jedem Falle in Zusammenhang mit den Niederschlägen; nur wo diese — wie bei den Wüstennomaden — nicht regelmäßig auftreten, wird das Aufsuchen der Weiden scheinbar zufällig geschehen. Der meist vorhandene und durch jahreszeitlichen Wechsel hervorgerufene Rhythmus der Wanderungen findet sich nicht nur im nordwestlichen Afrika, sondern auch bei den arabischen und zentralasiatischen Vollnomaden (vgl. Kunhenn [57], Clauß [18] u. a.). „So ist Nomadentum eine Gegensätzlichkeit, sein Zweck nicht Bewegung, sondern Stillstand, Verweilen in ein und derselben Landschaftsform, nämlich einer Steppe, die dem Wunschbild der saftigen Frühlingsweide möglichst lange nahekommt. Bliebe der Nomade jahraus, jahrein am selben Fleck, dann würde der Wandel der Umgebung im grellen Wechsel der feuchten und trockenen Jahreszeit sein Los sein. Nur das Wandern macht ihn gewissermaßen seßhaft" (Banse [6]). Durch die saison-

mäßige Veränderung der Weidegebiete im Anschluß an die Regenfälle kommt in das Umherziehen der Vollnomaden also eine straffere Organisation. Wenn die südlich gelegenen Plätze die Herden im Winter ernährt haben, so beginnt mit dem Aufhören der Regenzeit der Zug nach dem niederschlagsreicheren und oft höher gelegenen Norden. Jeder Stamm bezieht dann dieselben Sommerweiden, deren Umfang und Unverletzlichkeit untereinander streng anerkannt ist. Nur in Fällen unerwarteter Weideverschlechterung infolge des Wetters kann ein Übergreifen in fremde Gebiete erfolgen; aber auch dann nur nach gegenseitiger Verständigung. Die in der Regenzeit besuchten Gegenden pflegen meist als heimatliche bezeichnet zu werden; bei den Wüstennomaden sind es die Plätze des vorwiegend längsten Aufenthaltes. Für die während der heimatlichen Trockenperiode beweideten hat Schickele [74] die Bezeichnung „Notzeitweideplätze" eingeführt. Sie sind naturgemäß besonders unverletzlich; Stämme, die ihre Hauptweiden in der Nähe haben, erlauben sich hier keinerlei Übergriffe. Der Aufenthalt in den Sommerquartieren hat sehr verschiedene Dauer, je nachdem der Zumarsch durchgehend oder etappenweise mit eingeschobenen Zwischenweiden erfolgt. Hier finden sich, wie auf allen Gebieten des Wanderhirtenlebens, zahlreiche Verschiedenheiten und Abarten. Das gilt auch für die Entfernung der beiden Hauptweidezentren, die in Tunesien oft nur wenige km beträgt, während in Algerien Wanderstrecken bis zu 700 km zurückgelegt werden. Die Etappen des Zuges sind bestimmt durch das Vorhandensein von Wasserplätzen, die auch für die Auswahl der Weiden entscheidend sind. In ihrer Nähe werden die Zelte errichtet, bis der Umkreis abgegrast ist, wenn nicht die Erreichung der Hauptweiden einen früheren Aufbruch erfordert. Die Art der Wanderzüge richtet sich nach der zeitlichen und örtlichen Unsicherheit der durchzogenen Gegend. Je größer die Gefahr von Überfällen, um so größer die Zusammenballung der Herden — soweit die Brunnen das gestatten. In friedlichen Gebieten, und das ist heute der überwiegende Teil, geschieht sowohl der Durchzug als auch das Weiden in kleineren Gruppen, da Wasser und Futterversorgung dann eher ausreichend sind. Die Gepflogenheit, zum Zwecke der Weideverbesserung das Gras nach Ende der Trockenzeit abzubrennen, ist auch im nordwestlichen Afrika verbreitet. Für das Aussehen eines Wanderzuges sollen die Larbaa (Vollnomaden, beheimatet um Laghouat) als Beispiel dienen. Die Karawane wird geführt von einer Schar von Reitern, die die Wasserplätze ihrer Route genau kennen. An der Spitze kommen dann Kamele mit den Frauen der Führer und anderen jungen Frauen. Bei weiteren Dromedaren besteht die Last aus Zelten, Nahrungsmitteln, Bündeln und Ballen; obenauf sitzen noch Kinder. Es folgen die von älteren Frauen geführten Esel, beladen mit Holz, Geflügel, Geräten und den kleinern Kindern. Die anderen Dromedare bilden eine Herde, von besonderen Hirten betreut, deren soziale Stellung recht gering ist. Das Ende der Karawane stellt schließlich die große Schafherde dar. Halbverwilderte Hunde begleiten das Ganze. Das den Europäer romantisch anmutende und besonders früher farbenprächtige Äußere solcher Züge hat uns viele Schilderungen beschert.

Die Beschaffenheit der Weiden ist bestimmend für die Zusammensetzung und Größe der Herden. Das Hauptherdentier des nordafrikanischen Nomaden ist das Schaf, das in der algerischen Steppe etwa 80 % des Viehbestandes

ausmacht. Nur in den nördlichen Randgebieten, in den Übergangszonen zum Tell, und in Marokko finden sich auch größere Rinderbestände. Gegenden, in denen Busch- und Baumwuchs (macchia) vorhanden ist, weisen naturgemäß einen gewissen Prozentsatz von Ziegen auf. Im Verlauf der französischen Kolonisation wurden die Wälder allerdings für die Herden meist streng gesperrt, da das Wanderhirtentum jedem Baumbestand schwerste Schädigungen bereitet. Nur in Jahren ungewöhnlicher Trockenheit und demnach wirtschaftlicher Not wird den Nomaden heute der Zuzug zu waldreichen Gebieten gestattet. Kommen weiter im S Buschsteppen vor, so ist in diesem Falle der Prozentsatz der Ziegen noch merkbar; sonst überwiegt hier das Kamel, das in der Sahara fast ausschließlich gehalten wird. Im übrigen ist auf den Anteil der Vieharten in den Herden bei der Gliederung des Nomadentums bereits kurz hingewiesen worden. Von besonderer Wichtigkeit ist das Dromedar, das in Nordafrika als Kamelart ausschließlich vorkommt; doch hat die Bezeichnung Kamel auch für die einhöckerige Art sich derart eingebürgert, daß sie hier mitgebraucht werden soll. Außer bei den Bergnomaden ist das Kamel als Transporttier (djemel), das die gesamte Habe bei den Wanderungen tragen muß, unentbehrlich. Seine Fähigkeit, Lasten von 200—400 kg wochenlang bei sparsamstem Wasserverbrauch zu befördern, wird von keinem anderen Tier in den Trockengebieten auch nur annähernd erreicht. Selbst als Reittier (mehari) wird es vom Pferd nicht übertroffen; in der Vollwüste ist es ausschließlicher Träger des wirtschaftlichen Lebens. Das Pferd, dem früher vor allem wegen seiner Verwendung bei Kämpfen eine starke Bedeutung zukam, ist in den befriedeten Gebieten fast völlig verschwunden. Nur einige wohlhabende Scheichs können sich heute noch diesen Luxus gestatten.[a])

Die Größe der Viehherden ist sehr schwankend, und vornehmlich aus zwei Gründen erfolgen oft starke Reduktionen: durch plötzliche Witterungseinflüsse, große Kälte oder anhaltende Trockenheit, und durch verheerende Seuchen. Gegen beide Übel ist meist die Flucht das einzige Mittel; aber auch sie vermag die ungewöhnlich hohe Zahl der Opfer nur selten merkbar zu mindern. So verloren z. B. die Beni Mguild (Bergnomaden im Mittleren Atlas) durch einen einzigen Schneesturm (25.—27. Dez. 1926) an 50 000 Stück Vieh. Ähnlich groß sind bisweilen die Verluste durch extreme Trockenheit. Im Unglücksjahr 1921 wurden bis zu $^2/_3$ des Herdenbestandes (so bei den Larbaa) hinweggerafft. Eine Durchschnittszahl für den Viehbesitz etwa der Großfamilien anzugeben. ist nur schwer möglich. Schickele [74] hat sie bei einem algerischen Stamm auf 360 Schafe, 16 Kamele und 1 Rind berechnet. Über die Gesamtzahl des Viehes bei den Nomaden finden sich neuere und genauere Angaben nur bei Lehureaux [202] für die algerischen Südterritorien. Danach beläuft sich die Anzahl auf rund 2,5 Mill. Stück (1928). Davon entfallen auf Schafe 1,9 Mill.; auf Ziegen 0,4; auf Kamele 0,14 und auf Rinder 0,25 Millionen. Dazu kamen 2000 Maultiere und 3000 Esel. Die Gesamtzahl des von Eingeborenen (also nicht nur von Nomaden!) in Marokko, Algerien und Tunesien (einschließlich der Südterritorien) gehaltenen Viehes betrug 1930 nach amtlichen Schätzungen über 30 Millionen. Die sehr aufschlußreiche Statistik sieht im einzelnen folgendermaßen aus:

a) Auf die bedeutende historische Rolle des Pferdes kann hier nicht eingegangen werden. Zur Jetztzeit finden sich einige Hinweise bei Rackow [234].

Viehbestand im Jahre 1930

In 1000 Stück, abgerundete Werte; nach den einzelnen Annuaires Statistiques. Die Zahlen geben das von den Eingeborenen gehaltene Vieh an; in Klammern außerdem das Vieh der Europäer.

	Ziegen	Schafe	Schweine	Rinder	Pferde	Esel	Maulesel	Kamele
Marokko	3337 (20)	7834 (142)	2 (57)	2010 (82)	196 (10)	537 (3)	91 (9)	129 (1)
Nordterritorien	2434 (64)	4329 (428)	— (87)	777 (131)	120 (47)	255 (5)	108 (60)	45 (—)
Südterritorien	767 (2)	2355 (60)	— (1)	28 (—)	6 (—)	41 (—)	1 (—)	156 (—)
Algerien	3201 (66)	6684 (488)	— (88)	805 (131)	126 (47)	296 (5)	109 (60)	201 (—)
Tunesien	1976 (29)	2857 (119)	— (17)	452 (50)	85 (10)	178 (2)	32 (12)	164 (—)
Insgesamt:	8514 (115)	17375 (749)	2 (162)	3267 (263)	407 (67)	1047 (10)	232 (81)	494 (1)

Gesamtzahl des Viehes: 31 338 (1 448)

Das Abweichen der Werte bei Lehureaux von den Zahlen der Statistiken ist wohl weniger darauf zurückzuführen, daß bei Lehureaux nur die Nomaden, in den amtlichen Zusammenstellungen aber alle Eingeborenen erfaßt wurden. Der geringe Viehbesitz der Oasenbewohner dürfte die teilweise beträchtlichen Unterschiede kaum rechtfertigen. Die Differenz ist vielmehr durch die zeitliche Abweichung zu erklären: der Herdenbestand war 1930 durchweg erheblich größer; erst 1931 setzte infolge ungünstiger Witterung wieder eine sehr starke Verminderung ein. Kennzeichnend beim Vergleich der Nord- und Südterritorien ist das nur geringe Abweichen der Bestände bei den überall auskommenden Schafen und das starke Überwiegen aller anderen Vieharten im N, mit Ausnahme der Kamele, die natürlich im S weit zahlreicher auftreten.

Die Besonderheit der Wirtschaftsform führt zur restlosen Ausnutzung des Viehes. In erster Linie steht die Gewinnung von Nahrungsmitteln: Milch, Butter und seltener Käse. Die Milch ist Hauptnahrungsmittel, zumal bei allen Vichgattungen gemolken wird. Das Ergebnis ist allerdings sehr verschieden, beim Kleinvieh ergibt das jedesmalige Melken nur 1/4 Liter. Um die Spender dieser Nahrungsmittel nach Möglichkeit zu erhalten, wird das Vieh nur selten geschlachtet, und auch dann meist alte, wertlose Tiere. Der Fleischgenuß bleibt daher, mit Ausnahme bei Wohlhabenden, auf Feste und Feierlichkeiten beschränkt. Nächst der Milch ist vielmehr die Wolle das wichtigste Produkt. Alljährlich einmal — meist im Frühling — werden die Herden mit primitiven Mitteln geschoren, oft sogar nur gezupft. Der Ertrag beläuft sich in den algerischen Steppen nach Schickele [74] auf 1,5—3 kg bei Schafen. Trouette in [202] schätzt die Gesamtmenge der Schafwolle in den Südterritorien auf rund 1 1/2 Mill. kg jährlich. Eine größere Marktbedeutung kommt ihr jedoch schon wegen der Unsauberkeit und der Ungleichheit der Qualität nicht zu. Die Wolle wird daher zum großen Teil von den Frauen verarbeitet zu Zelttüchern, Teppichen und Kleidungsstücken, der Rest wird verkauft. Die Häute werden zu ähnlichen Zwecken verwertet (Zelte bei den Tuareg); sie und die Eingeweide dienen als Behälter, und die Knochen benutzt man zur Her-

stellung von Werkzeugen und Nadeln. Kamelmist ist in der Wüste als einziges Brennmaterial geschätzt, und selbst der Urin der Tiere findet häufig Verwendung.

Diese Vielseitigkeit der Verwertung ist nicht erstaunlich, da der Wanderhirt fast ausschließlich auf sein Vieh angewiesen ist. Andererseits resultiert aus dieser Bedeutung die Sorge und Wertschätzung, die seitens der Nomaden ihren Herden entgegengebracht wird. Der Erwerb von Vieh ist ihnen vornehmste Aufgabe und weit über den wirtschaftlichen Vorteil hinaus (Viehthesaurierung) etwas Ehrenvolles; ebenso wie Viehzucht, neben Krieg und Raub, die dem freien Manne einzig angemessene Betätigung ist. Das Vieh ist nicht nur wichtigster Wertmesser, sondern der Besitz großer Herden ist d a s Lebensziel des Nomaden schlechthin. Und zwar keineswegs ein nur materielles Lebensziel; viel Vieh bedeutet hier eben nicht nur den Wohlstand mit all seinen Folgen, sondern auch Ruhm, Ehre und das offensichtliche Wohlwollen Allahs, ohne das der Glückliche sicher nicht zu seinen Erfolgen gekommen wäre. Mit dieser Modifizierung gilt auch für den Nomadismus durchaus der Rühlsche Satz: „Die orientalische Wirtschaft . . . ist eine Ernährungs- und keine Erwerbswirtschaft" [245]. Er gilt um so mehr für den Wanderhirten, als eine wirtschaftliche Vorsorge, abgesehen von der Regelung des Weidewechsels und höchstens noch dem Abbrennen der Weiden und seltenem Brunnenbau, kaum getroffen wird. Andererseits muß jeder wirtschaftliche Gewinn ja wieder in Vieh umgesetzt werden, da eine Anschaffung und Anhäufung von anderem Besitz wegen der Eigenart der Lebensweise kaum möglich ist. Nur Waffen und Schmuck machen hierin eine Ausnahme, sonst bedeutet die Herde alles.

Diese Wertschätzung des Viehes zeigt sich auch bei der N a h r u n g der Nomaden, und zwar darin, daß der Genuß von Fleisch eine Seltenheit ist und gesundes Vieh nur aus wichtigem oder feierlichem Anlaß geschlachtet wird. Die gegenteiligen Behauptungen besonders von Eiardt [26] sind äußerst unwahrscheinlich. Da er sich vorwiegend auf ältere Berichte von Reisenden stützt, muß darauf hingewiesen werden, daß hierdurch leicht ein falsches Bild entstehen kann, weil bei besonderen Gelegenheiten, also auch anläßlich des Empfanges und der Bewirtung von Gästen, allerdings Fleisch genossen wird; eben als F e s t s p e i s e und ausnahmsweise. Auf das nordwestliche Afrika treffen Eiardts Angaben vom starken Fleischgenuß der Nomaden jedenfalls nicht zu. Aber auch für die übrigen Gebiete erscheinen sie sehr zweifelhaft. Außer Schickele [74] lehnt auch Kunhenn [57] diese Behauptung ab[a]) und schreibt: „Vielmehr dürfte wohl v. Schwarz („Turkestan", Freiburg 1901) Recht haben, wenn er sagt, daß die Hirten Turkestans ihr Vieh als Kapital betrachten, das sie nur im Notfall angreifen, während sie sich gewöhnlich von den Zinsen nähren." Unter diesen Zinsen ist vor allem die Milch zu verstehen, weniger Butter (die in ranzigem Zustand als Delikatesse gilt) und noch seltener Käse. Wenn so der Viehbestand vieles zum Leben Notwendige liefert, so hat doch der Nomade niemals auf Pflanzenkost bei seiner Ernährung verzichtet. Getreide und Früchte, besonders Datteln, spielen vielmehr eine beträchtliche Rolle darin. Aus Mehl bereiten die Frauen allmorgendlich flache,

a) Ablehnend auch E. Huntington (The human habitat. London 1928.) u. a. m.

fladenartige Brote, die am Feuer gebacken und frisch verzehrt werden, und aus Mehl werden ebenfalls die kugelförmigen Klöße hergestellt, die man, in Hammelfett getaucht, als Zuspeise bei den seltenen Fleischgerichten verzehrt. Unter den Getränken findet sich neben der üblichen Milch als besonders begehrt der Tee, der meist auf mehrfache Weise zubereitet wird und hier wohl eine ähnliche Rolle spielt wie in Arabien der Kaffee. Das unstete Leben und die Launen des Klimas bringen es mit sich, daß Zeiten der Not und solche des Wohlbefindens bei den Wanderhirten schnell und häufig wechseln. Auch die Nahrungsaufnahme ist dem angepaßt; so kommt es vor, daß der Nomade wochenlang unter größten Entbehrungen lebt, dann aber bei günstiger Gelegenheit auch Portionen zu vertilgen vermag, deren Ausmaß unser ungläubiges Staunen hervorrufen muß.

Auch die K l e i d u n g ist den Naturbedingungen eng angepaßt. Die extremen Temperaturen und die merklich große Amplitude besonders des Wüstenklimas erfordern gute Isolatoren als Schutz des Körpers. Der große und faltenreiche Burnus hält durch seine Stoffart (Wolle) die nächtliche Kälte fern und schützt durch seine weißgraue Farbe gleichzeitig vor allzu starker Insolation. Die im Orient unvermeidliche Kopfbedeckung wird der Einfachheit der Lebensbedingungen entsprechend aus dem Umschlag mitgebildet. Das Fehlen schattenspendender breitkrempiger Hüte bei allen Moslim wird damit erklärt, daß die Stirn beim Gebet den Boden berühren müsse, die Sitte des Abnehmens der Kopfbedeckung aber unbekannt sei. Während die Frauen bei den Nomaden fast durchweg unverschleiert gehen, ist bei den Tuareg ein eigenartiger Gesichtsschleier, der litham, verbreitet, der hier aber gerade umgekehrt von den Männern getragen wird.

Von besonderer Wichtigkeit ist schließlich die Art des W o h n e n s, die völlig der Wirtschaftsweise entspricht. Wegen des rasch wechselnden Aufenthaltsortes werden ausschließlich Zelte benutzt, deren jedesmaliger Aufbau den Frauen obliegt. Der wichtigste Bestandteil außer den Streben und Pfählen ist das selbstgewebte dunkle Zelttuch, das aus 6—12 m langen Streifen von nicht ganz 1 m Breite besteht. Nach etwa 5 Jahren, wenn seine Wasserundurchlässigkeit nicht mehr genügt, muß es durch ein neues ersetzt werden. Die Anzahl der Streifen richtet sich nach der Größe des Zeltes. Familienzelte sind durchschnittlich etwa 1—1,5 m hoch und 3×4 bis 4×6 m groß. Das Innere ist durch wollene Tücher in mehrere Abteilungen, besonders für Männer und Frauen, abgetrennt. Der Schutz gegen Regen und Kälte soll außerordentlich gut sein.[a]) Bei manchen Stämmen findet sich ein Unterschied zwischen großen und kleinen Zelten, die je nach Art und Zweck der Wanderzüge benutzt werden. Auf diese Eigenarten und die Sonderheiten des Tuaregzeltes wird bei der regionalen Besprechung eingegangen werden. Bei Bergnomaden, seltener auch bei Halbnomaden, treten neben dem Zelt bisweilen auch andere Behausungen auf, die jedoch meist nur vorübergehend (in der schlechten Jahreszeit) benutzt werden; in all diesen Fällen behält natürlich das Zelt seine ausschließliche Rolle bei den Wanderungen. Werden mehrere Zelte zusammen aufgeschlagen, so stellt man sie meist kreisförmig, mit der offenen Seite nach

a) Einzelheiten bei Laoust [198]; hier genaue Angaben über Art und Verbreitung des Zeltes für ganz Nordafrika.

innen, auf. Es entsteht das Zeltdorf, der Duar, eine Art Rundling, in dessen Mitte sich nachts die Herde befindet. Manchmal gibt es noch besondere Moscheezelte, wo auch Versammlungen usw. abgehalten werden.

Die Art des Zeltes und die der ganzen übrigen Ausstattungen ist abhängig vom Grad der Wanderungen. Große und häufige Züge erfordern Beschränkung auf das Notwendigste, um die Transporttiere nicht allzu stark zu belasten; Neigung zum Seßhaftwerden erlaubt einen gewissen „Komfort" an Ausstattung und Geräten. Im Zelt des Vollnomaden besteht das Inventar bestenfalls aus einigen Matten oder Teppichen und den wichtigsten Gebrauchsgegenständen. Das sind vor allem einige Kochtöpfe und Tassen aus Steingut oder Metall und andere notwendige Küchenartikel aus Holz. Zum Aufbewahren von Flüssigkeiten dienen Tierschläuche; auch Grieß und Mehl werden darin befördert. Nur bei Wohlhabenden und erst in neuerer Zeit finden sich besondere Gefäße (z. T. aus Kupfer) zur Zubereitung von Kaffee oder Tee. Schließlich sind einige einfache Werkzeuge vorhanden, bei teilweisem Ackerbau auch die dazu erforderlichen Geräte. Als neue Errungenschaft europäischer Herkunft tauchen häufig schon fabrikmäßig hergestelltes Geschirr, ferner Kerzen, Nadeln und Garn auf, ja selbst Petroleumlampen. Eine große Bedeutung kommt den Waffen aller Arten und auch aller Epochen zu, die zum vornehmsten Besitz der Wanderhirten rechnen. Oft gehören ihnen ganz moderne Gewehre, die sie auf dem Wege des Schmuggels oder durch politische Beziehungen erlangt haben. So soll in der Zeit der italienisch-französischen Spannung die Versorgung mit neuesten Schußwaffen an der tunesisch-tripolitanischen Grenze besonders gut gewesen sein, da man nach altem Rezept von beiden Seiten bemüht war, dem anderen innere Schwierigkeiten zu bereiten.

Eine Herstellung all dieser Dinge findet durch den Nomaden selbst nicht statt. Einmal fehlen ihm außer den tierischen Erzeugnissen ja fast alle notwendigen Produkte, vor allem Holz und Metalle, und zum anderen lebt er in einem ziemlich geschlossenen hauswirtschaftlichen System, das eine handwerkliche Spezialisierung kaum kennt. Die wohl einzige Ausnahme bilden die bei manchen Stämmen vorhandenen Schmiede. Nur innerhalb der Familie und meist von den Frauen werden sonst die wenigen Stoffe verarbeitet, die zur Verfügung stehen: Wolle, Knochen, Haare, Leder und z. T. Halfagras, dessen größte Menge jedoch nach dem Pflücken an die Aufkäufer abgeliefert wird. Mit einfachsten Mitteln webt und spinnt man, zum Färben dienen pflanzliche Stoffe, die man — wie etwa den Indigo — aus dem Süden bezieht. Leder gerbt man häufig mit saurer und gesalzener Milch, und die Filzherstellung besteht darin, daß die Haare geklopft, mit kochendem Wasser übergossen und dann zusammengerollt werden. Als einzige umfangreiche Tätigkeit macht nur der sehr seltene Brunnenbau eine Ausnahme, der dem Erbauer dafür auch fast die Verehrung eines Heiligen einträgt.

Im Gegensatz zu dem nur wenig geübten Handwerk spielt jedoch der Handel eine große Rolle; durch die Notwendigkeit des Austausches, ihre dauernden Ortsveränderungen und den Besitz der besten Transporttiere stellen die Nomaden einen wichtigen Verkehrsfaktor dar. Dazu kommt, daß früher — schon aus rein machtpolitischen Gründen — die Durchführung der Karawanen nur durch sie, oder zumindest nur mit ihrer Genehmigung, mög-

lich war. Seit der Erschließung der westafrikanischen Küste durch die Schiffahrt ist der Landverkehr außerordentlich zurückgegangen. Während einst Negersklaven, Straußenfedern, Gold, Elfenbein und vieles andere eine lohnende und einträgliche Fracht waren, kommen heute nur wenige, für die Eingeborenen lebensnotwendige Artikel in Betracht. Baumwolle, Salz (aus den Sebkhas der Wüste) und Datteln von tributpflichtigen Oasen werden gegen Getreide, Waffen, Tuchwaren, Zucker, Tee und Gebrauchsgegenstände eingetauscht. Der Handel vollzieht sich meist beim Sommerzug, also der Annäherung an bebaute Gebiete. Teilweise spielen auch die überall verbreiteten Mozabiten, die „Juden der Wüste", als Zwischenhändler zwischen Nomaden und Seßhaften eine Rolle. Dieser notwendig verbliebene Rest des Handels hat durch die französische Kolonisation keine Einbuße mehr erfahren. Als Beispiel können einige Angaben über den regen Karawanenverkehr Touat—Tell dienen, den jährlich 15—20 000 Tiere durchführen. Aus den Touatoasen werden ausgeführt: Datteln, Tabak und Henna; eingeführt werden: Getreide, Butter, Wolle, Vieh, Kolonialwaren, Geräte, Streichhölzer, Seife, Kerzen usw. Es wird dabei sowohl getauscht als auch gegen Geld gehandelt.

Im Jahre 1920/21 betrug der Wert der ausgeführten Waren in Francs:

1 589 000 im Touat, 4 084 000 im Tell; Gewinn: 2 495 000

Wert der eingeführten Waren:

1 243 000 im Tell; 1 639 000 im Touat; Gewinn: 396 000

Zum Transport waren dabei 21 622 Dromedare notwendig; der Verlust an Tieren betrug 882.

Für Timbuktu teilt Hardy mit [180], daß die Nomaden noch heute gestickte Burnusse, Teppiche aus dem Tafilelt, Datteln und Salz dort hinliefern und Straußenfedern, Edelsteine, Lederwaren u. a. holen.

In neuerer Zeit werden die Kamelherden von den nach N ziehenden Vollnomaden auch zum Erntetransport an die Bauern vermietet, wie überhaupt die Wanderhirten auch selbst bei der Ernte mithelfen, gegen Entgelt oder das Recht auf Abweiden der Stoppeln. Lehureaux [202] berichtet sogar von den Oulad Nails, daß sie in jedem Jahre nach dem Tell ziehen, nur um Handel zu treiben und Erntearbeit zu leisten. Diese Einzelfälle ermöglichen jedoch nicht etwa den Schluß, daß die Züge der Nomaden vorwiegend aus solchen Erwägungen heraus vor sich gehen.[a]) Der wichtigste und ausschlaggebende Grund ist bei den meisten natürlich die Notwendigkeit des Weidewechsels. Im allgemeinen werden die Tauschgeschäfte nur im Rahmen dieser Weidezüge vorgenommen. Daneben finden sich aber, vor allem bei den Wüstennomaden, besondere große Handelszüge, die eine vorübergehende Teilung des Stammes zur Folge haben.

Soweit sich der Nomade seine politische Unabhängigkeit bewahrt hat, tritt neben die Viehhaltung und den Handel als weitere Tätigkeit der R a u b.

a) So Karl Sapper (Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie, Berlin 1930.): „Als Ursache der Wanderungen der nordafrikanischen Nomaden geben Bernard und Lacroix an das Bedürfnis des Warentausches, die Notwendigkeit, die Ernte aus dem Ackerbaugebiet des Tell und die der Datteln in der Sahara einzubringen." Sapper hat hier die französischen Autoren wohl mißverstanden.

Der als „razzia" bekannte Raubzug, der jetzt in Nordafrika nur noch selten bei einigen freien Wüstennomaden (Mauretanien) üblich ist, darf nicht als Stehlen bezeichnet werden. Der Diebstahl ist verpönt. Der Raub aber und das Ausplündern von Karawanen erfolgt nach festem Gewohnheitsrecht und wird nicht nur als durchaus sauberes, sondern auch als ehrenvolles und verdienstvolles Unternehmen betrachtet. Er läßt sich auch modernisieren. Als beim Überfliegen der Küstenlandschaften von Rio de Oro ein Pilot eine Notlandung vornehmen mußte, wurde er von Nomadenstämmen gefangen genommen und nur gegen ein Lösegeld freigelassen. Da dieser Fall sich aber mehrmals wiederholte, begann man, der Luftfahrtgesellschaft eine feste Taxe für „geraubte" Flieger vorzuschlagen! Man kann das nicht einfach mit europäischem oder amerikanischem Maßstab messen. Der Nomade betrachtet es als sein Recht, alle ihm zufallende Beute zu gewinnen. Ereignen sich solche Zufälle nicht, dann muß die Not der Lebenslage und die Eintönigkeit des Daseins eben durch eine wohlvorbereitete razzia überwunden werden. Das Ziel ist dabei der Raub fremder Herden und der Kampf gegen den feindlichen Stamm nach ganz bestimmten, eben nomadischen Regeln. Daß diese keineswegs von niedrigen Gesichtspunkten beherrscht werden, zeigt etwa die streng eingehaltene Unantastbarkeit gefangener Frauen.

Ludwig Ferdinand Clauß, der Wegbereiter der modernen Rassenseelenkunde, hat in einem Buch [18] den beduinischen Charakter geschildert. Er bezeichnet darin den seelischen Stil des Nomaden als den Stil des „Zufallens" und befaßt sich auch mit den Gedanken über die razzia. „Erwerb geschieht nicht durch zielgerichtete Leistung (das wäre nordischer Stil des Erwerbens), sondern durch rechtes Erfassen der von Gott geschenkten Beute. Wenn ein Wehrloser dir in den Weg läuft, so hat ihn Gott selber dir zugeworfen als Beute, also: plündre ihn aus bis aufs Hemd, nein bis auf die Haut, und laß ihn dann laufen! — Mitleid? Er könnte ohne Kleidung und Wasser und Reittier verdorren in der Wüste? Das Mitleid ist bei Gott! Dich da einzumischen, das hieße, dich überheben. Lästere Gott nicht, indem du die Beute ausschlägst! Wenn Gott dem Beraubten helfen will, so wirft er ihm zu, was er braucht: Kleider, Wasser, Kamele."

Die Eignung für die Raubzüge ist angeboren und wird durch die Härte der Lebensweise und die Erziehung der Jugend weiter gepflegt. Schon frühzeitig lernen die Knaben die neben dem Reiten und Kämpfen wichtigste Kunst des Mannes: das Fährtenlesen. Auch die kleinsten und fast unmerkbaren Sonderheiten der Spur weiß der Nomade sofort zu erkennen und zu deuten. Art, Geschlecht und Alter des Tieres, seine Belastung, die Marschrichtung und Geschwindigkeit, die seit dem Eindrücken verflossene Zeit — das alles verrät ihm die Spur. Daneben zeichnet ihn eine beinah übernatürlich anmutende Fähigkeit der Orientierung aus, die sich ihn auch im gleichförmigsten Gelände zurechtfinden läßt. Über einige Eigenarten der Nomaden bei der Festlegung von Himmelsrichtungen sind wir neuerdings durch Brosset [128] unterrichtet.

Die kämpferischen und räuberischen Fähigkeiten haben dem Wanderhirten zu einer Stellung verholfen, die auch in seinem Verhältnis gegenüber der ackerbautreibenden Bevölkerung zum Ausdruck kommt. Das ganze politische und soziale Leben der Trockengebiete ist beherrscht von dem Gegensatz

zwischen Nomaden und Seßhaften. Meist hat der Wanderhirt durch seine größere Bedürfnislosigkeit und Schnelligkeit, durch den kriegerischen Geist und die faktische Unabhängigkeit ein natürliches Übergewicht.[a]) Die Art dieses im nordwestlichen Afrika überall sich findenden Verhältnisses ist räumlich und zeitlich verschieden. Praktisch kommen alle Stufen der Abhängigkeit von freiwillig abgeschlossenen Verträgen bis zur direkten Sklaverei vor. In stärkstem Maße sind die Oasenbewohner der Gefahr ausgesetzt, da sie keinerlei Rückhalt haben, die Nomaden hier freier und zügelloser sind und außerdem oft rassenmäßige Unterschiede hinzukommen. Der arabische oder berberische Nomade der Sahara hat über die zum großen Teil von Negern bewirtschafteten Oasen meist absolute Gewalt. Zur Zeit der Dattelernte erscheint er, um die Ernte entweder selbst vorzunehmen oder doch zu überwachen und sich so die zum Austausch notwendigen Früchte zu verschaffen. Sein Anteil richtet sich je nach den überlieferten Verhältnissen. Teilweise sind die Palmhaine auch in direktem Besitz der Hirten und werden nur von Bauernsklaven bewirtschaftet; so gehören im Kreise Biskra den Nomaden nicht weniger als 90 000 Palmbäume. Oft aber wird von den Oasen eine Art Tribut erhoben und den sonst freien Harratin dafür Schutz gewährt gegen andere Stämme.[b]) Man hat diese eigentümlichen Verhältnisse wiederholt mit der mittelalterlichen Lehnsherrschaft oder auch mit dem französischen System der métayage verglichen. In jedem Falle ist der „ksourien“[c]) dem Nomaden de facto ausgeliefert. Die Befestigungen der Oasen dienen daher auch nur zum Schutze untereinander, da an eine wirksame Verteidigung gegen die herrschenden Stämme natürlich nicht gedacht werden kann. Auch die französische Besetzung hat diese Abhängigkeit vom Wanderhirten noch nicht durchgreifend beseitigen können. „Le ksourien lui a, pendant tant de siècles, payé un si lourd tribut matériel que la liberté française ne l'a pas affranchi d'un persistant tribut moral. Il a toujours rang de vassal“ [176]. Noch immer sind die Nomaden die Herren der Wüste und Steppe, wenn auch früher ihre politische Bedeutung ungleich größer war. Aus diesen Tatsachen heraus ist die starke Verachtung zu verstehen, die der Nomade dem Ackerbauer gegenüber zur Schau trägt, der sich durch mühsamere Arbeit seine Nahrung erwirbt. Daß die Seßhaftigkeit auch Vorteile wirtschaftlicher und persönlicher Art bringt, wird in echt orientalischer Geringschätzung des Materiellen nicht in Erwägung gezogen. Für ihn gilt das Koranwort: „Wenn ein Pflug ins Haus kommt, zieht Niedrigkeit in die Seelen der Bewohner ein.“[d]) Die Freiheit der Steppe steht ihm unbedingt höher als einige Vorzüge des Komforts. Diese Einstellung ist derart stark verwurzelt, daß andere Vorteile für ihn kaum Reiz besitzen. Niemals sind daher Wanderhirten freiwillig zum Anbau übergegangen; fast immer handelt es sich um verarmte Stämme, denen durch Natur- oder Menschengewalt die Basis ihrer gewohnten Lebensweise entzogen worden ist. Daraus resultiert wieder die Geringschätzung, die alle Halb-

a) Über das umgekehrte Verhältnis im Osten der Sahara vgl. Gautier [165, 166].
b) La Chapelle [196] teilt z. B. Näheres mit über das Schutzbündnis der Oase Mesrat, an der Grenze der marokkanischen Sahara, mit ihren „Suzerains“, den Ait Atta. Abfassung und Umfang des Schutzvertrages werden hier geschildert.
c) von „Ksour“ = fester Platz.
d) Bei Hardy [179] S. 121 und an vielen anderen Stellen zitiert.

nomaden trifft. Sie leben in einem unglücklichen wirtschaftlichen Zwischenstadium, dessen Vollwert von keiner der beiden extremen Parteien anerkannt wird. Die Nomaden betrachten sie als verbauert, also heruntergekommen, und die Seßhaften sehen in ihnen immer noch die unsteten Räuber der Steppe und Wüste.

C. Die Kultur der Nomaden

Aus dem Klima und der dadurch bedingten Eigenart der Wirtschaftsweise ergeben sich auch viele Sonderheiten somatischer, kultureller, sozialer und religiöser Art.

Die Gestalt des Nomaden ist sehnig und schlank. Ausgesprochene Fettleibigkeit findet sich nur bei Reicheren und Älteren, und dann besonders bei Frauen, als Zeichen des Wohlstandes. Im übrigen verhindern das unstete Leben, die reichliche Bewegung und der vorwiegende Aufenthalt im Freien jeden unnötigen Fettansatz. Haltung, Gesten und Gesichtszüge, vor allem der Wüstennomaden, sind auch nach unseren Begriffen vielfach edel. Zähigkeit und Ausdauer sind die Folge langer Wanderungen und wiederholter Entbehrungen. Häufige Kämpfe und das ununterbrochene Auf-der-Hut-sein vor Überfällen und Zusammenstößen machen den Wanderhirten kriegsmutig und verschlagen. K ö r p e r u n d G e i s t sind durch das freie, aber ständige Verteidigungsbereitschaft erfordernde Leben kriegerisch und herrisch; zugleich aber zeigen sich List und diplomatische Fähigkeiten, die von den Franzosen immer wieder bewundert werden. Die Stämme sind sich ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit wohl bewußt und nutzen geschickt alle Vorteile der Verhandlungen aus. Das Sprichwort der Tuareg „La main que tu ne peux couper, baise-la!“ [179] gilt in weiterem Sinne für alle Nomaden. In meist richtiger Einschätzung ihrer Kräfte wechseln zähester und erbitterter Widerstand mit Unterhandlungen ab, die sie in echt orientalischer Weitschweifigkeit und Verschwommenheit führen, um den Gegner auszuhorchen und hinzuhalten. Dem Lebensraum entsprechend zeigen sich diese Eigenschaften in besonderem Maße bei den Berg- und Wüstennomaden, denen die schwere Zugänglichkeit ihrer Gebiete weitgehend zu Hilfe kommt. Wie in allen dünnbesiedelten Räumen ist die Gastfreundschaft groß, ja geheiligt. Jeder Fremde, der sich in friedlicher Absicht nähert, hat einen Anspruch auf freundliche Aufnahme und Bewirtung von mindestens einigen Tagen. Als Gegengabe verlangt man jedoch, daß er alle Beobachtungen und Neuigkeiten seiner Reise erzählt oder aus sich herausholen läßt, um so die Abgeschlossenheit des Daseins etwas aufzuhellen. Allerdings wird dieses Gastrecht in manchen Fällen auch nur sehr formal aufgefaßt; es hindert z. B. nicht, den bewirteten Fremdling nach seiner Abreise und einer gewissen Schonfrist einzuholen und nachträglich noch auszuplündern, wenn es ihm inzwischen nicht gelungen ist, bereits in den Schutz eines anderen Stammes zu gelangen.

Aufgenommen wird der geehrte Gast im Zelte des Scheichs oder in dem einer anderen vornehmen Familie. Das nomadische Bild der F a m i l i e weicht von dem unseren allerdings etwas ab. Die übliche Form des Zusammenlebens ist die Großfamilie, die nicht nur Eltern und Kinder, sondern auch die Familien der verheirateten Söhne umfaßt; erst in neuerer Zeit tritt die unserem

Begriff entsprechende Familie öfters hervor. Die Notwendigkeit des gemeinsamen Herdenbesitzes und Nahrungserwerbes hat ein streng patriarchalisches Verhältnis zur Folge. Die Mitglieder der Familie, die hier eine unmittelbare Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft bilden, unterstehen in jedem Falle der Ordnungsgewalt des Vaters oder ältesten Sohnes. Die Stellung der Frau ist dagegen, mit Ausnahme der Tuareg, eine durchaus untergeordnete. Die Männer beschäftigen sich nur mit Viehzucht, Raub und Kampf, als einzig Ehrenvollem[a]), alles übrige ist der Sorge der Frau überlassen, die stark nach dem Preis und der Arbeitskraft gewertet wird. Gegenüber den Anschauungen orientalischer Städte findet sich jedoch auch eine gewisse Wertschätzung und persönliche Freiheit der Frauen. Die Eheschließung ist nicht immer ein reiner Kaufvertrag; oftmals kennen sich die Partner vorher schon näher, und der Entschluß zur Heirat entspringt gegenseitiger Neigung; die Zahlung der Kaufsumme ist dann nur ein Teil der üblichen Formalitäten. Die große Ausnahmestellung, die die Frau bei den Tuareg einnimmt, wird später noch erörtert werden. Wie bei den meisten Natur- und Halbkulturvölkern zeigt sich eine größere Freiheit der Sitten bei den Unverheirateten, während die eheliche Treue strenger genommen wird. Eheschließungen Jugendlicher finden sich auch heute noch. Soweit wirtschaftliche Umstellungen erfolgten, ist auch die Familie nicht mehr ausschließlich gesellschaftliche Grundlage, und ein stärkeres Hervortreten des Individuums macht sich bemerkbar.

Sonst sind durch die Kolonisation Änderungen in der Lebensweise besonders dann stärker aufgetreten, wenn sie vorwiegend auf dem Moment der Unsicherheit basierte, die nun erheblich eingeschränkt worden ist. So hat sich die festere Bindung und der Aufbau von Großfamilie — Dorf — Gau oder Gruppe — Stamm — Stammesverband (famille — douar — fraction — tribu — confédération) dort, wo eine Befriedung der allgemeinen Verhältnisse eingetreten ist (also etwa in Algerien), schon erheblich gelockert. Zum größten Teil und in ihren Grundzügen ist diese politische Ordnung jedoch nach wie vor vorhanden, obwohl die französische Verwaltung ständig um ihre Auflösung bemüht war und ist.[b])

Der Duar, oder das Zeltdorf, ist eine Weidegemeinschaft, die in Algerien meist 25—30 Zelte umfaßt. Aus Gründen der Sicherheit kann die Zahl bedeutend höher sein, wie es früher oft der Fall war, während andererseits bei ungünstigen Weideverhältnissen eine stärkere Aufteilung Platz greift. Die Gruppe oder der Gau ist lediglich eine Zusammenfassung mehrerer, meist benachbarter Zeltdörfer. Dann steht der Familie als sozialer Einheit der Stamm als politische gegenüber. Man könnte ihn besser als lockere, organisatorische Zusammenfassung aus wehrtechnischen Gründen bezeichnen, da eine Einheit eigentlich weder in verwandtschaftlicher noch in wirtschaftlicher Hinsicht vorhanden zu sein braucht. In den Übergangszonen finden sich ja Stämme, deren Gruppen z. T. seßhaft, z. T. nomadisch sind. Andererseits ist der Stamm auch keineswegs ein rein genealogisches Produkt. Die Bezeichnungen (Stam-

---

a) E. Grosse (Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Freiburg 1896.) glaubte daher den Nomadismus aus der Jagd, als der „Urform der männlichen Produktion", entwickelt.

b) Zur sozialen Gliederung und den entsprechenden berberischen Bezeichnungen vgl. auch Abès [91].

mesnamen) verschieben sich innerhalb längerer Zeiträume ziemlich stark, und häufig entstehen falsche Angaben und Benennungen durch den Wunsch, sich einer (als vornehm geltenden) arabischen Abkunft rühmen zu können. Mehrere Stämme — oft ungleicher Herkunft — haben sich bisweilen aus politischen Gründen zu einem Stammesverband zusammengeschlossen und im Laufe der Entwicklung einen gemeinsamen Namen angenommen. Einen solchen Stammesverband bilden z. B. die Larbaa um Laghouat, die sich aus 10 verschiedenen Einzelstämmen zusammensetzen. Bisweilen kommt auch noch für größere Einheiten eine gemeinsame Bezeichnung, eine Art Volksname, vor, wie wir ihn bei den Tuareg finden. Die Gesamtheit der Tuareg zerfällt wieder in mehrere Stammesverbände (Tuareg des Hoggar, des Air, Ifoghas usw.), die sich ihrerseits nun in Stämme usf. gliedern. Der ganze Aufbau ist jedoch nicht überall einheitlich durchgeführt; einzelne Glieder oder Stufen können oben oder unten fehlen, und selbst völlig alleinstehende, geschlossene Stämme kommen vor. Über die Namengebung, Zusammensetzung und Organisation der Beduinenstämme Arabiens hat Bräunlich in einer Arbeit [13] wertvolle Aufschlüsse gegeben. Es zeigt sich, daß hier im „Mutterland" des Nomadismus die Verhältnisse infolge einer hochgepflegten Tradition doch geordneter und daher klarer zu übersehen sind. Die ausgesprochen genealogische Neigung und Begabung der Wanderhirten wird besonders vom Scheich eifrig gepflegt. Von ihm erwartet man eine genaue Kenntnis der — oft genug nur fiktiven — Herkunft des Stammes. Im übrigen bestehen von der Machtstellung dieses Oberhauptes vielfach noch übertriebene Vorstellungen. Er gelangt zu seiner Stellung auf Grund einer Mischung von Erb- und Wahlrecht; berücksichtigt werden dabei jedoch nur solche Männer, die sich durch ihre Befähigung, vor allem aber durch ihre Freigebigkeit, Ansehen in der Gemeinschaft erworben haben. Die Befehlsgewalt des Scheichs ist nur gering und durch die Ratsversammlung der Männer, die sogenannte djemaa, erheblich eingeschränkt. Besonders bei einem Nachlassen der Spenden und Geschenke kommt es leicht zu einer Neubesetzung des mehr repräsentativen Postens. Nur außergewöhnlichen Persönlichkeiten gelingt es hin und wieder, diese Stellung zu einer unumstrittenen Herrschergewalt auszubauen.

Das Amt des Richters muß nicht notwendig mit dem des Scheichs verbunden sein. Überhaupt ist keine allgemein anerkannte Institution vorhanden, die von Amts wegen Streitigkeiten schlichtet. Bei privaten Unstimmigkeiten ist es vielmehr notwendig, daß sich die Parteien auf eine Persönlichkeit als Schiedsmann einigen. Vergehen oder Verbrechen werden nach überlieferter Weise geahndet. Die Berberstämme besitzen hierfür ein festes Gewohnheitsrecht (orf), das straf- und zivilrechtliche Fälle umfaßt. In den erschlossenen Gebieten bemühen sich die Franzosen um die Fixierung dieser Vorschriften. So wurde 1918 das Orf der Beni Mtir (Halbnomaden Marokkos) in französischer Sprache niedergelegt; es stellt im wesentlichen eine Aufzählung von Geldstrafen für die wichtigsten Fälle dar. Für eine Strafe in unserem Sinne ist allerdings in der Rechtsauffassung des Nomaden kein Platz. Er geht lediglich nach dem Grundsatz vor „Auge um Auge, Zahn um Zahn"; d. h. also: genau das Gleiche, was einem selbst widerfahren ist, tue man auch dem anderen an. Nicht aus Rache, sondern gewissermaßen zur Aufrechterhaltung des rechtlichen Gleichgewichtes. Dabei ist es wichtig, daß die durch

ein Verbrechen, etwa einen Mord, entstandene Rechnung nicht allein unter den beiden Kontrahenten beglichen werden muß (also dem Mörder und dem nächsten Verwandten des Getöteten); das Nomadenrecht ist kein Individual-, sondern ein Kollektivrecht. Das Vergehen trifft also nicht den einzelnen, sondern alle seine Verwandten haben die Pflicht, nun den Rechtszustand wiederherzustellen. Es braucht ebenfalls nicht derjenige, der das Verbrechen beging, durch die Rache getroffen zu werden, sondern lediglich irgend jemand aus dessen Sippe; wobei übrigens nur die männlichen Verwandten in Betracht kommen. Will man die Sühnemaßnahme also besonders nachhaltig durchführen, so vollzieht man die Vergeltung an einem angesehenen Vertreter der feindlichen Partei. Zwar kann die Strafe durch eine wirtschaftliche Entschädigung abgegolten werden (auch bei Bluttaten), doch sind die hier üblichen Sätze meist so hoch, daß sie selbst von der ganzen Familie nur schwer beglichen werden können; das Entgelt für einen getöteten Mann beträgt bei den Beni Mtir z. B. 300 Duros, an anderen Stellen sogar über 100 Dromedare! Dabei ist es im Hinblick auf das Gemeinschaftsrecht interessant, daß die soziale Stellung des Getöteten den Preis in keiner Weise beeinflußt. Die Folge dieser Verhältnisse ist eine starke Verbreitung der Blutrache, die auch durch die französische Herrschaft bisher nur eingedämmt, nicht aber restlos beseitigt werden konnte.

Im einzelnen werden die rechtlichen Anschauungen natürlich weitgehend durch die religiöse Meinung und Lehre bestimmt, hier also durch den Koran. Denn: die herrschende Religion ist der Islam. Allerdings selten in seiner strengsten Form, da das Wanderleben ein genaues Durchführen aller religiösen Vorschriften schlechterdings unmöglich macht. Besonders bei den Tuareg ist die Islamisierung nur eine oberflächliche, wenn auch hier als Opposition gegen das Eindringen der Europäer sich in neuerer Zeit eine stärkere Frömmigkeit zeigen soll. Man hat den Islam häufig als typische Nomadenreligion bezeichnet. Whitbeck [83] behauptet z. B., die Vorstellung des Paradieses, wie sie etwa in dem Koranwort „Wer Gott fürchtet, wird in Gärten, unter Brunnen wohnen", zum Ausdruck kommt, sei kennzeichnend für die Gedankenwelt der Wanderhirten. Das ist wohl nicht ganz richtig. Denn die Vorstellung von Brunnen, Gärten und schattigen Tälern paßt eben zum ganzen Orient und vielleicht noch mehr zu dem des Fellachen und des seßhaften Kaufmannes. Sitz des mohammedanischen Fanatismus waren seit je nur die Städte. Die Nomaden neigen wegen der Eigenart ihres Lebensraumes und ihrer Lebensführung zur Naturbeseelung und zum Schamanismus. Gewiß entsprechen die kriegerischen Züge des Islam und seine Wertschätzung des Viehes vielfach mehr dem Nomadentum und Beduinenleben als dem Geist orientalischer Handelsstädte. Die Lehre des Propheten jedoch im ganzen als Nomadenreligion ansprechen zu wollen, ist nach ihrem innersten Wesen und der laschen Religionsauffassung der Wanderhirten nicht möglich. „Der Islam ist nicht bei den Beduinen geboren und gewachsen, sondern in der städtischen Kultur des ausgehenden Hellenismus. Er ist durch und durch Kultur- und nicht Wüstenreligion" (Becker [7]).

Ähnlich gering wie die religiösen Neigungen sind auch die künstlerischen Fähigkeiten. Das ganze Gebiet der darstellenden Kunst fehlt fast völlig. Einzig Dichtung und Gesang sind in stärkerem Maße vertreten, und auch

hier ist der Gehalt der Umwelt angepaßt; er kreist stets um dieselben wenigen Dinge, die dem Nomaden begehrenswert erscheinen. Die Schönheit der Frau wird nicht stärker besungen als die der prächtigen Kamelstute, und selten nur finden sich daneben Verherrlichungen der Natur, etwa der Weiden. Allein der Kampf, der Krieg und ferne Heldentaten machen sonst den Inhalt der Dichtungen aus. Das zeigt uns deutlich die reiche Poesie der Tuareg, die vom Père de Foucauld gesammelt und aus seinem Nachlaß jetzt z. T. veröffentlicht wurde. Eine Hauptpflegestätte der Kunst ist bei diesen Wüstennomaden der „ahal", eine gesellschaftliche Veranstaltung, an der meist nur die Unverheirateten teilnehmen, um bei Gesang, Spiel und ungezwungenem Frohsein den Abend zu verbringen. Hier blüht eine Art Minnesängerkunst; die jungen Krieger tragen zu Ehren der Schönen ihre Dichtungen vor, und die Frauen spielen dazu auf einem Saiteninstrument (imzad).

Die kulturelle Bedeutung des Wanderhirten, der Hackbauern und seßhaften Hirten weit überlegen ist, liegt auf anderen Gebieten und kommt mehr in seiner allgemeinen geistigen Regsamkeit und schnellen Auffassungsgabe als in einzelnen besonderen Fähigkeiten zum Ausdruck. „Seine Kultur beruht im Wissen, in der Erziehung der Denktätigkeit, im Ausgleich der sozialen Kräfte" (Frobenius [163]).

Die allgemeinen Grundlagen und die Wesensmerkmale des Nomadismus sind in allen seinen Verbreitungsgebieten annähernd gleich. Das nordwestliche Afrika nimmt jedoch insoweit eine gewisse Sonderstellung ein, als hier auf verhältnismäßig engem Raum die einzelnen Formen des Wanderhirtentums zusammentreffen, und vor allem, als durch das Vordringen der französischen Kolonisation gerade hier Nomadentum und europäischer Geist besonders nahe in Berührung kommen. Wie aber steht nun der Abendländer dieser ganz anders gearteten Wirtschaftsform und ihren Vertretern gegenüber? Wie wertet der Europäer den Nomaden, und was sieht er als kennzeichnend für ihn an? Die Diskrepanz der Urteile ist so groß, daß einige von ihnen hier angeführt werden sollen. Zunächst zwei, die den Nomadismus allgemein behandeln. Zu den schärfsten negativen Beurteilungen gehört die von R. W. Darré [23], der den Nomaden als Schmarotzer hinstellt: „Der Nomade kennt keine Schonung des Gegners; höchstens in dem äußerst seltenen Fall, daß er ihn als Sklaven behalten will. Daher ist Nomadentum auf der ganzen Welt auch viehisch grausam und im übrigen nichts als räuberisch; sie stehlen alle wie die Elstern." Alles andere an ihnen wird ähnlich hart geschildert. Das für das historische Verständnis des deutschen Bauerntums hervorragende Buch stellt also den Wanderhirten in einem sehr ungünstigen Licht dar; dieser Zug wird dadurch verstärkt, daß das Werk als Polemik gegen Kern (Stammbaum und Artbild der Deutschen) gedacht war, und daß Darré zudem glaubt, den Juden als Nomaden ansehen zu können[a]) — eine Anschauung, die mit Recht sonst allgemein abgelehnt wird.[b])

Ganz anders nun Clauß [18], der die Nomaden nicht von Europa aus betrachtet, sondern der selbst lange Zeit unter ihnen lebte und den Gesetzen

---

a) Diese Gleichsetzung Jude — Nomade ausführlich schon bei A. Wahrmund, Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft. Leipzig 1887.
b) So auch bei Hitler „Mein Kampf".

ihres Wesens nachspürte. Er schildert das scharf ausgeprägte Gemeinschaftsgefühl, die oft edle Haltung, und stellt den arabischen Wanderhirten und den germanischen Bauer nicht gegenüber, sondern nebeneinander; denn im Orient ist der Bauer etwas ganz anderes als im germanischen Norden. „Der arabische Bauer ist nicht dem germanischen Bauern vergleichbar. Für uns ist der Bauer ein Vollmensch, ja mehr: der Kern jeder wirklich germanischen Volksgemeinschaft. In der arabischen Welt ist der Bauer im besten Falle ein sauer gewordener Nomade, wenn er nicht einfach ein Fremdkörper ist: ein unarabischer Bestandteil der arabischen Welt. Je bäuerlicher — in unserem Sinne — ein Bauer, desto minder arabisch ist er. Der Rolle, die in der germanischen Frühzeit der selbstherrliche Bauer spielte, entspricht im arabischen Leben die Rolle des Nomaden." In beiden Urteilen liegt Wahrheit. An abendländischen Werten gemessen, müssen im Artbild des Nomaden die negativen Züge überwiegen. In seiner Welt begriffen, wirkt der echte Nomade mit der starken Geschlossenheit seiner Lebensform durchaus als Herr und „Vollmensch". So ist es nicht zu verwundern, daß die Franzosen, die wegen ihres geringen Rasseempfindens schon den Neger in Europa als gleichberechtigt ansehen, von den Bewohnern der Wüste und Steppe meist mehr die lobenswerten Seiten aufzählen. Man darf nicht übersehen, daß die Weitherzigkeit dieser Neigung schließlich auch politisch bedingt ist. Einige Autoren allerdings machen auch hier eine Ausnahme; so schildert Hardy [179] das Leben der Tuareg, die sonst meist als vornehm und besonders hochstehend angesehen werden, als eine Art parasitenhafter Symbiose mit ihren schwarzen Sklaven und kennzeichnet die Lust zum Stehlen und Betrügen als ihre vornehmsten Eigenschaften; unter gleichzeitiger Feststellung, daß der Wüstennomade aber auch „un galant homme" sei! Anderswo läßt sich ein geschworener Nomadenfeind [186] zu dem Satz hinreißen: „Il est insensé, il est criminel, d'espérer faire coexister en bonne harmonie, dans le champ clos du Maghreb, le fauve affamé et sa proie naturelle . . .". Wobei unter der „hungrigen Bestie" der Nomade und unter seiner „natürlichen Beute" der Seßhafte zu verstehen ist. Im allgemeinen jedoch sind die französischen Autoren, zumindest seit dem Erscheinen des Bernard-Lacroixschen Werkes, überzeugt, daß der Nomade im nordwestlichen Afrika eine naturbedingte Erscheinung ist, daß man sein Verbreitungsgebiet zwar begrenzen, ihn selbst aber nicht einfach ausrotten kann. Dementsprechend hat man sich eingestellt.

DIE NOMADEN IM NORDWESTLICHEN AFRIKA

Regionaler Teil

A. Die Sahara

Bei der regionalen Einzelbetrachtung des nordwestafrikanischen Nomadentums können vier Gebiete unterschieden werden: Marokko, Algerien, Tunesien und das saharische Hinterland dieser drei Atlasstaaten. Die Darstellung soll dabei im S beginnen, da hier als Typ der Wanderhirten hauptsächlich die Wüstennomaden vertreten sind; sie wird fortgeführt über Tunesien und Al-

gerien bis nach Marokko, weil sich das Auftreten und die Vermischung der Wanderhirten in gleicher Weise komplizieren.

Die östliche Begrenzung für unsere Betrachtung ist mit der französisch-italienischen Kolonialgrenze leicht gegeben. Eine Trennungslinie nach S ist weit schwieriger zu ziehen. Hier treffen zwei durchaus verschiedene Gebiete in einem Grenzsaum zusammen: die Sahara mit einer vorwiegend viehzuchttreibenden hamitischen Bevölkerung und der Sudan mit den Schichtstaaten der Fulbe, die als Grundlage und unterworfene Hauptschicht eine anbautreibende Negerrasse aufweisen. Die Untersuchung greift hier nur auf den Sudan über, soweit es sich um Tuareg oder Mauren handelt. Das ganze Gebiet der französischen Sahara kann in zwei Teile gegliedert werden, einen westlichen und einen östlichen. Der Verwaltungsgrenze zwischen den Südterritorien und Französch-Westafrika kommt hierbei allerdings keine geographische Bedeutung zu. Trennend zwischen der westlichen Küstenzone und den östlichen Bergländern wirkt vielmehr das dazwischen gelegene, noch ziemlich unbekannte und menschenleere Gebiet des Iguidi, Djouf und Tanezrouft.[a]) Im W und E davon sind nun drei Hauptgruppen des Nomadentums zu unterscheiden: die mauretanischen Nomaden in der französichen und spanischen Küstenzone, die Tuareg vom Tassiliplateau bis zum Nigerbogen und die Chaamba in den Dünen des Großen Erg. In allen drei Fällen handelt es sich um Wüstennomaden, mit Ausnahme der Bevölkerung in den nördlichen und südlichen Übergangsgebieten.

Eine dieser Ausnahmen findet sich im N Mauretaniens, dessen Erstrecken hier bis Ifni gerechnet werden soll; es umfaßt also sowohl das französische Mauretanien als auch die spanischen Besitzungen. Die kleinere von ihnen, Ifni, ist nur etwa 1350 qkm groß und zählt höchstens 2000 Einwohner. Die 1912 festgesetzte Südgrenze bildet der Wadi Nun. Die Enklave wurde überhaupt erst 1934, während der französischen Unterwerfung Südmarokkos, von den Spaniern besetzt. Die Bevölkerung besteht aus den vorwiegend berberischen Ait ba Amran, fast seßhaften bis halbnomadischen Stämmen, die bislang völlig frei waren und die kriegerischen Unternehmungen der französischen Nomaden auf das eifrigste unterstützten. Sie waren es auch, die Pröbster während des Weltkrieges bei seinen Bemühungen halfen. Ifni wird von den Franzosen als Fluchtgebiet der kolonisationsfeindlichen Stämme Marokkos bezeichnet. Halbnomadisch ist auch ein großer Teil des südlich und östlich anschließenden wichtigen Stammesverbandes der Tekna, die hauptsächlich zwischen dem Wadi Nun, dem Unterlauf des Wadi Draa und dem Djebel Bani beheimatet sind. Ihre Zahl dürfte sich auf 40—50 000 belaufen (5370 Zelte). Ihr Einflußgebiet ist durch einige dazu gehörende vollnomadische Stämme außerordentlich groß; es reicht in den starken Handelsbeziehungen vom Tafilelt bis nach Timbuktu. Eine Gruppe, die Ait Oussa, nomadisiert südlich des Draa an der Saguiet el Hamra. Am Mittellauf des Wadi Draa folgen auf die Tekna die Ait ou Mribet und die Ida ou Blal, die ebenfalls Halbnomaden sind. All diese Stämme kamen erst 1934 mit der Besetzung Tendoufs unter die französische Oberherrschaft. Die Unterwerfung

---

a) Vgl. dazu das Buch von Fritz Ohle „Durch den wilden Tuat" (Stuttgart 1930.) mit sehr eigenartigen neuen Mitteilungen.

dieser Gegend gestaltete sich schwierig, weil die Nomaden außer in Ifni in dem rund 300 000 qkm großen Rio de Oro (40—50 000 Einwohner) ein ausgezeichnetes Rückzugsgebiet besaßen. Die Spanier hatten in dieser Kolonie nur wenige Küstenorte schwach besetzt, das Innere war und ist auch heute noch völlig unabhängig, ein Betreten des spanischen Besitzes war den Franzosen bei der Verfolgung von Aufständischen jedoch verboten. Diese Vernachlässigung Rio de Oros geht auf die Schwierigkeit einer wirtschaftlichen Nutzung zurück. Die der Schiffahrt feindliche Küste bietet nur dem Fischfang einige Möglichkeiten. Das Innere muß wegen des Fehlens ausreichender Süßwasserstellen vollkommen den Nomaden überlassen bleiben. Zu ihnen gehören vor allem die großen Verbände der Oulad Delim und der Reguibat; an der Saguiet el Hamra sind noch die arabischen El Arusi zu nennen.

Die Reguibat, die wohl berberischer Herkunft sind und als echte Wüstennomaden angesehen werden können, sind im N Rios und im ganzen E der spanischen Besitzung verbreitet; ihre Zahl wird auf etwa 25 000 (über 4000 Zelte) geschätzt. Ihre Weidegebiete (für 30 000 Kamele) umfassen das Draa-Plateau, die Iguidizone, den S Rios und den mauretanischen Adrar. Man unterscheidet zwei große Gruppen, mit je etwa 2000 Zelten: die Reguibat du Sahel im W und die Reguibat du Tell (oder du Charg, auch Gouacem genannt) im E. Besonders die ersteren sind sehr kriegerisch und pflegen nach wie vor das räuberische Spiel der razzia. So wurden noch 1929 bei einem solchen Beutezug 400 Kamele von ihnen gewonnen. In ihrem Viehbestand sollen sich auch Rinder und Kleinvieh finden. Gleichfalls Raubritter und gleichfalls Wüstennomaden sind die Oulad Delim, die den S und W Rios und die südlich angrenzenden französischen Landstriche bewohnen. Im Gegensatz zu den Reguibat sind sie jedoch arabischer Herkunft. Ihre Zahl beträgt bei knapp 1000 Zelten wohl nur 6000, da bei den Wüstenstämmen die Zahl der Zeltbewohner verhältnismäßig gering zu sein pflegt. Ihre südlichen Weidegebiete ziehen sich küstenparallel von der Arguinbucht bis zum Kap Timiris hin; im N dehnen sich die Züge teilweise auch bis zur Grenze hin aus. Interessant ist, daß eine Gruppe der Oulad Delim, direkt an der Küste, hauptsächlich vom Fischfang lebt. Die übrige berberische Fischerbevölkerung ist natürlich von den Nomaden unterworfen und abhängig. Auf die Oulad Delim folgen im S schließlich noch zahlreichere kleine Stämme, unter ihnen die Oulad bou Sba (Krieger im Adrar). Die letzteren, ebenfalls „grands nomades", lebten früher weiter nördlich, wurden 1906 aber von den Reguibat vertrieben. Genauere Schätzungen liegen für diese Stämme nicht vor. Auch die Gesamtzahl der Mauren wird recht verschieden angegeben (240—600 000), wobei nicht zu ersehen ist, wieviele davon als Nomaden anzusprechen sind. Im übrigen werden die Mauren, die eifrige Anhänger des Islam sind, als fremdenfeindlich, stolz und lügnerisch bezeichnet. Die Wanderzüge lassen hier mehr als sonst bei den Wüstennomaden einen gewissen N—S-Rhythmus erkennen. Man zieht im Herbst mit den Herden nach N, wobei die Kriegerstämme am weitesten vorstoßen, und kehrt oft schon im Dezember um, so daß die südlichen Stämme im Anfang des Frühjahrs an den Ufern des Senegal eintreffen, wo sie den Sommer über verbleiben. Mareuge [210] beschreibt, wie die Nomaden des Adrar im April/Mai nach den sudanischen Grenzgebieten ziehen, während andere Stämme aus dem N nachrücken. Wenn

im S die Herden wegen der im Spätsommer einsetzenden Gewitter wieder umkehren, trifft man auf die Wanderhirten aus dem N Rios, die noch in den Weidegebieten des Adrar weilen und nun erst den Rückmarsch antreten. Bei diesem Zusammentreffen soll es dann oft zu Streitigkeiten und Kämpfen kommen; das war beispielsweise 1930 zwischen den Oulad bou Sba und den Oulad Delim der Fall.

Die Herden der mauretanischen Wüstennomaden bestehen vorwiegend aus Dromedaren, weiter im S kommen dazu Schafe und Ziegen; bereits im Adrar treten auch Rinder auf. Die Zelte werden aus Ziegen- und Kamelhaaren hergestellt, die Kleidung weist insofern eine Sonderheit auf, als die Hosen nur bis zum Knie reichen. Die Handelsbedeutung war hier bei den Wanderhirten noch recht groß, da der europäische Einfluß fast völlig fehlte; unter den Waren soll auch Gummi arabicum eine Rolle spielen. Die größten Salzlager der Mauren befinden sich in Idjil und Taoudeni. Gerade Taoudeni kommt als Salzlieferant für den ganzen SW der Sahara eine große Bedeutung zu. 10 000 bis 15 000 Kamellasten werden alljährlich ausgeführt. Den Hauptanteil an diesem Handel hatte früher Timbuktu, wo die Ankunft der jährlichen Karawane noch heute festlich begangen wird. Ähnlich wie bei den Tuareg ist auch in Mauretanien eine deutliche soziale Schichtung vorhanden, wobei die Klassen meist eigene Stämme bilden. Man unterscheidet 5 Kasten: die Krieger (hassane), die frommen Marabuts (tolba), Tributpflichtige „de race blanche" (zenaga, oft Handwerker), schwarze Tributpflichtige (harratin) und schließlich die Negersklaven, die von den Franzosen stets als „captifs" bezeichnet werden! Die Nomaden gehören überwiegend den beiden ersten Kasten an. Die Marabutstämme herrschen in Mauretanien vor, die Krieger machen nur etwa $^{2}/_{10}$ aller Stämme aus. Den Übergang zum Tuaregbereich im E bilden ebenfalls meist mauretanische Stämme, unter denen die marabutischen Kountas bis nach Timbuktu gelangen. Die Nomaden des Sahel zwischen Senegal und Nigerbogen halten sich während der Regenzeit in den Kreisen Nioro, Nara und Nema auf. In der Trockenzeit, von Oktober bis Juni, ziehen die meisten von ihnen zu den Ufern der beiden Ströme, einige Stämme jedoch auch nach N in die Wüste, wo sich von November bis Februar ebenfalls Weidestellen finden. Ein Beispiel für den klimatischen Übergangscharakter dieser Region!

Die zweite Hauptgruppe der Saharanomaden wird von den T u a r e g gebildet. Sie sprechen berberisch und werden meist auch als echte Berber bezeichnet, obwohl über ihre Herkunft die verschiedenartigsten Vermutungen geäußert worden sind; neuerdings wurde wiederholt die These ihres keltischen und kaukasischen Ursprunges vertreten. Sicher ist, daß die Tuareg früher weiter im N beheimatet waren und ihr heutiges Domizil als Fluchtgebiet angesehen werden muß. Den Islam haben sie nur ziemlich oberflächlich angenommen; in ihren religiösen Vorstellungen spielt vielmehr der Geisterglaube eine erhebliche Rolle. Die Verbreitung der Tuareg erstreckt sich von In Salah bis zum Nigerknie. Die wichtigsten Gruppen sind die Asdscher (Ajjer, Asger usw.) im NE, die Kel Ahaggar im Hoggarmassiv, die Ifoghas im Adrar, die Kel Air und die Tuareg des Niger. Die in der Sahara lebenden sind echte Wüstennomaden, die Tuareg des Sudans bilden eine Art Übergang zwischen Wüsten- und Halbnomaden. Die Konföderationen zerfallen

wieder in zahlreiche Stämme, dazu kommen andere Einzelgruppen, sodaß ein klarer Überblick nur schwer möglich ist; gibt es doch (mit Einschluß der aus der Geschichte bekannten) über 900 Stammesnamen der Tuareg! Im Vergleich dazu ist die Zahl der heute lebenden Tuareg recht gering; ihre Gesamtstärke dürfte höchstens 150 000 betragen. Davon entfallen etwa auf die Air-Tuareg 15 000, auf die Ifoghas 10 000, die Kel Ahaggar und Asdscher zusammen ebenfalls 10 000 und auf die Tuareg des Niger 90—100 000. Für diese Zahlen wurden die Mittelwerte der neuesten und sichersten Schätzungen zugrunde gelegt, die in ihren Angaben auch nur wenig voneinander abweichen. Wenn Guy [178] zu wesentlich höheren Werten kommt, so hat er vielleicht in seine Berechnungen die schwarzen Sklaven in den Verbreitungsgebieten der Tuareg mit einbezogen, die nicht als Nomaden gezählt werden können. Je weiter man nach S und E kommt, um so schwerer wird in der Tat die Unterscheidung, da hier bereits die Vermischung der Tuareg mit Negerblut sehr weit vorgeschritten ist.

Von den nördlichen Konföderationen sind die Asdscher weniger bedeutend und auch zahlenmäßig am kleinsten. Sie beherrschen den östlichen Teil der französischen Besitzungen und reichen über Ghat und Ghadames weiter nach Tripolitanien hinein.

Die weitaus bekannteste Gruppe der Tuareg sind die Kel Ahaggar im Hoggarmassiv, über die wir auch — besonders durch die Veröffentlichungen von Demoulin [151—154] — sehr gut unterrichtet sind. Die Ärmlichkeit des Bodens und die Härte der Natur führten zudem zu einer Sonderstellung, die durch ihre eigenartigen Züge von jeher Interesse erweckte. Die natürliche Lebensgrundlage der Ahaggar ist äußerst schmal. Die felsigen Böden (Granite, kristalline Schiefer, Sandsteine) verhindern eine unterirdische Sammlung des Wassers, da die Niederschläge hier nicht eindringen können und rasch verdunsten; durchfeuchtete Wadis und Grundwasserströme fehlen daher so gut wie ganz. Die Stämme müssen also bei ihren Wanderungen den jeweiligen Regenfällen folgen und sich sehr stark zerstreuen (Gruppen von 5—15 Zelte), um die dürftige Pflanzendecke ausnutzen zu können; und selbst dann ist eine ausreichende Ernährung oft äußerst schwierig. Ungewöhnlich schlechte Weidejahre zwingen zur Flucht in die Grenzgebiete des Sudan. Da die Ahaggar selbst ihren Bereich nur ungern verlassen, schicken sie bei einer plötzlichen Verschlechterung der Weiden oft Teile der Herden in südliche Gebiete, die nur von Neger-Hirten begleitet sind. Es wird also hier eine Art unregelmäßiger Transhumanz vom Hoggarmassiv nach dem Adrar oder Air durchgeführt. Die gewöhnlichen Wanderzüge innerhalb der traditionellen Weidegebiete sind dagegen nur wenig ausgedehnt. Die Herden bestehen vorwiegend aus Kamelen, wegen des Gebirgscharakters der Landschaft finden sich Ziegen und Esel. Schafe fehlen im Hoggar ganz, sie spielen nur im SW eine größere Rolle. Ackerbau wird von den Ahaggar grundsätzlich nicht betrieben; nur ihre schwarzen Sklaven pflegen im niederschlagsreicheren Bergland einige Hektar zu bebauen. Die in solchen Fällen angepflanzten Körnerfrüchte werden merkwürdigerweise z. T. wieder ausgeführt, da die Tuareg Weizen und Gerste nicht mögen; nur die Hirse wird gern gegessen. Hirsebrei und Milch machen überhaupt den wichtigsten Teil der Nahrung aus. Das Fleisch der Herdentiere wird (mit Ausnahme eingeführter Hammel)

nicht genossen; Geflügel und Eier gelten sogar als tabu. An ihre Stelle treten dafür als weitere Herdenprodukte Butter und Käse. Da Hirse und die ebenfalls begehrten Datteln zum größten Teil eingeführt werden müssen, genießt man als Ersatz auch wilde Körnerfrüchte. Von einigen Stämmen wird berichtet, daß sie die von Ameisen zusammengetragenen Vorräte dazu ausnehmen; ja in Notzeiten werden auch Eidechsen, Heuschrecken und der gummiartige Saft der Akazie nicht verachtet. Wegen der Dürftigkeit ihres Lebensraumes sind die Ahaggar also in starkem Maße auf den Tauschhandel angewiesen. Sie brauchen: Kleider, Waffen und Geräte, vor allem aber Hirse und Datteln. Zur Ausfuhr gelangen: Vieh und Viehprodukte, besonders Butter und Käse, etwas Weizen und Gerste und endlich Salz. Dieses Salz, das das wichtigste Tauschobjekt darstellt, wird aus der Sebkha des Amadror (im NE des Hoggar) gewonnen. Die frühere Bedeutung Bilmas als Salzlieferant für die Tuareg des Air ist etwas zurückgegangen, die Oase scheint mehr unter den Einfluß der Tibbus gelangt zu sein. Die Kel Oui (Air) decken heute ihren Salzbedarf teilweise im Tauschverfahren durch die Ahaggar. Alljährlich ziehen im Herbst vom Hoggar aus große Salzkarawanen (etwa 1200 Kamele im ganzen) nach Air und Damerghou, um im Frühjahr, mit Sorgho, Kleidern, Waffen, Butter usw. beladen, wieder zurückzukehren. Ein Teil der Waren wird dann im Tidikelt und Touat gegen Datteln umgetauscht. Von diesen Datteln und den Stoffen aus Air wird wiederum ein Teil als Gegenwert für das gelieferte Vieh (Schafe) den Nomaden vom Adrar zugesandt. Der Handel mit dem NE ist weniger bedeutend, da der ganze Warenverkehr in der Sahara ständig zurückgegangen ist. Aus dem Asdscher kommen von Tripolitanien her nur wenige Geräte, Waffen und Kleidungsstücke, vom Adrar außerdem Indigo, Schleier, auch Felle und Leder, besonders solche, die schon zu Gegenständen verarbeitet sind (Kissen, Sandalen, Säcke aus Leder). Ähnlich den Herden sind auch die Karawanen (die ohne Zelte reisen) hier nur klein, sie umfassen selten mehr als 40 Tiere. So wird durch komplizierte Tauschgeschäfte, durch Karawanenverkehr, Tribute, und ehemals durch Raubbeute, die schmale Existenzgrundlage der Ahaggar etwas erweitert.

Südwestlich vom Hoggar leben im Adrar in gewisser Abhängigkeit von den Kel Ahaggar die Ifoghas mit meist marabutischen Stämmen. Ihre Weidegebiete tragen z. T. schon den Steppencharakter des Sudans. Unter den Tuaregstämmen im Bergland von Air sind am bekanntesten die Kel Oui. Der Anteil schwarzen Blutes ist schon recht groß. Die Herden bestehen überwiegend aus Kleinvieh; man schätzt den Gesamtbestand im Air auf etwa 25 000 Kamele und fast eine halbe Million Schafe und Ziegen. Die Weidezüge sind auch hier beschränkt. Jährlich zweimal holen Karawanen Salz und Datteln aus den Oasen Fachi und Bilma. Von den Kel Gress im S, Bezirk Tahoua, hören wir, daß sie ihre Kamele einmal im Jahre zu einer Salzwasserkur nach Tagguida führen. Von hier bringen sie ebenfalls Salz mit, das sie gegen Hammel, Rinder, Butter, Hirse, Baumwolle und Stoffe eintauschen. Die Hirse und die Baumwolle werden von ihren schwarzen Sklaven angebaut. Die sehr reiche Hirseernte teilt man nun in drei Teile: $^1/_3$ dient als Nahrung, $^1/_3$ kommt in Reserve und $^1/_3$ findet als Tauschware Verwendung.

Die zahlenmäßig stärksten Tuareggruppen leben im Nigergebiet. Früher unterschied man zwei Stammesverbände: die Kel Tadmekket am Nigerknie

und die Ouliminden weiter östlich, in den südlich des Adrar und Air gelegenen Weiden. Seit der Spaltung der Ouliminden gehört der größere westliche Teil zu den Nigertuareg, der Rest schlug sich zu den Nomaden des Air. Unter den Stammesverbänden und Stämmen am Niger sind die bekanntesten die Kel Tadmekket und die Kel Antessar. Die Herden bestehen bei den kurzwandernden Nomaden meist aus Rindern, sonst überwiegen Schafe und Ziegen; die Zahl der Pferde und Kamele ist gering. Für das Verhältnis der Vieharten sind einige für 28 Stämme vorliegende Angaben aufschlußreich. Danach waren 1918 vorhanden: 184 000 Schafe, 247 000 Rinder, 12 000 Esel, 1100 Pferde und 800 Kamele! Die Stämme halten sich während der Trockenheit, von November bis Juli, in der Nähe des Flusses auf, im übrigen Teil des Jahres zerstreuen sie sich im Hinterland, besonders in der Gegend von Gossi. Während die Hauptmasse der Nigertuareg wegen ihrer jahreszeitlichen Wanderungen und der Zusammensetzung ihrer Herden nicht zu den Wüstennomaden gerechnet werden kann, ist dies bei den östlich des Nigerknies lebenden Ouliminden wieder eher möglich. Sie werden auf 10—15 000 geschätzt und umfassen 9 Adelsstämme, 23 Vasallenstämme, 3 Marabutstämme und 8 Sklavenstämme. Ihr Viehbesitz betrug nach der Steuerstatistik von 1918: 12 000 Rinder, 82 000 Schafe und Ziegen, 7000 Esel, 400 Kamele. Die Herden sind hier also schon wesentlich kleiner, die Wanderzüge bereits wieder unregelmäßig.

Das soziale Leben der Tuareg ist gekennzeichnet durch die Aufteilung in Kasten, deren wichtigste bei den Hoggartuareg ihaggeren (Sing. ahaggar) und imrad (Sing. amrid) heißen. Die erste Gruppe stellt den Adel dar, es sind die Krieger und Politiker. Die zweite bilden die Vasallen, denen Handel und Wirtschaft obliegt; sie sind zwar persönlich frei, müssen aber alljährlich einen Tribut (tioussé) an den Adel zahlen. Außerdem muß jeder amrid eine edle Familie wirtschaftlich erhalten. Das Verhältnis der beiden Kasten scheint dabei keineswegs nur das von Untergebenen und Herrschenden zu sein; es ist wohl mehr eine Art überlieferter Arbeitsteilung, deren Vorteile von beiden Parteien geschätzt werden. Oft sind die imrad auch wohlhabender als der Adel, dem ein Erwerb ja nur schwerer möglich ist. Im S findet sich die Vermischung mit Negerblut häufiger bei den imrad, während sich der Adel länger rein erhält. Bisweilen kommen auch Stämme vor, die eine Art Mittelstellung einnehmen, etwa solche Adligen, die ihre Vasallen verloren haben und nun selbst für ihre wirtschaftliche Grundlage Sorge tragen müssen. Sonst ist je eine Gruppe der imrad und ihaggeren (die bei den Asdscher oraren genannt werden) zu einer Stammeseinheit zusammengefaßt, die hier den Namen tobol trägt; der Führer eines tobols heißt amrar. Im Hoggarmassiv gibt es drei solcher tobols, die Kel Rela, Tidjehe Mellet und Taitoq. Der wichtigste darunter ist der der Kel Rela, deren amrar gleichzeitig Oberhaupt aller drei tobols ist, mit der Bezeichnung aménokal. Zu jedem tobol gehört eine beträchtliche Anzahl schwarzer Sklaven, die gewissermaßen eine weitere Schicht bilden und die allein Ackerbau betreiben. So entfallen in der ganzen Konföderation der Kel Ahaggar auf 3000 Tuareg fast 2000 Schwarze. Diese Negersklaven, die am Niger bellas genannt werden, gehören den Familien der beiden oberen Kasten und verrichten die weniger geachteten Arbeiten: den Anbau, das Bewachen der Herden, niedere Hausarbeiten u. a. m. Ähnlich wie

bei den Mauren gibt es als Mittelschichten auch noch die Marabuts und die Handwerker, die man im S grassas nennt. Die Marabuts werden bei allen Tuareg fast ausschließlich vom Stamme der Kel Essouk gestellt, die am Niger beheimatet sind. Zwischen den oberen Kasten, seltener auch mit den Schwarzen, kommen Mischehen vor; es ist auffallend, daß hierbei die Stellung der Mutter die Zugehörigkeit des Kindes zu einem der Stände bestimmt. Das Kind eines Targui und einer Negerin (solche Verbindung wird meist als Konkubinat betrachtet) ist also Sklave; im umgekehrten, nur seltenen Falle würde es dagegen je nach der sozialen Lage der Mutter zum Adel oder zu den Vasallen usw. gehören. „Le ventre teint l'enfant" heißt es hier im Sprichwort! Diese mutterrechtlichen Verhältnisse finden sich anderwärts bei den Nomaden Nordwestafrikas nirgends, über ihre sonstige Verbreitung in Afrika vgl. Baumann [107]. Obwohl von einem Matriarchat nicht die Rede sein kann, der Mann also in Politik und Haus die ausschlaggebende Rolle spielt, kommt doch auch noch in anderen Beziehungen der Frau bei den Tuareg eine eigenartige Sonderstellung zu. Die Ehe ist streng monogam; sie wird nur mit Zustimmung der Frau geschlossen und kann auch durch ihre Abneigung wieder gelöst werden. Dementsprechend ist das Leben der Frau in jeder Beziehung frei und dem des Mannes gleichgestellt. Mann und Frau essen hier gemeinsam, beide empfangen zusammen Freunde, und beide nehmen in gleicher Weise an Festen und Feierlichkeiten teil; das alles in völligem Gegensatz zum sonstigen Leben der Wanderhirten und zu sonstigen orientalischen Gepflogenheiten. Schließlich sind auch die Frauen bei den Tuareg die eigentlichen Träger der Bildung. S i e beherrschen fast allein die Kunst des Schreibens (die Tuareg sind die einzigen, die noch die berberische Schrift — tifinar — kennen), und s i e begleiten die abendlichen Gesellschaften und selbst die Schaukämpfe mit dem Spiel ihrer Guitarren. Während im städtischen Orient die Frauen auch heute noch meist streng verschleiert gehen, war bei den Nomaden diese Sitte nie recht verbreitet; bei den Tuareg allerdings findet sie sich, aber nun gerade umgekehrt: die Männer tragen den merkwürdigen Schleier, den litham, der den unteren Teil des Gesichtes verdeckt und über dessen Ursprung und Bedeutung die verschiedensten Ansichten bestehen. Die Tuareg selbst begründen das Tragen mit dem Hinweis, daß der Mund etwas Unreines, Schamhaftes wäre, das zu verbergen sei. Warum dann aber nur bei den Männern, während die Frauen ihre Gesichtszüge mit Ocker und Henna färben? Am wahrscheinlichsten unter den Deutungsversuchen sind wohl die, welche die eigenartige Sitte mit dem hier stark verbreiteten Aberglauben in Verbindung bringen. Die Kleidung der Tuareg wird in ihrer Gesamtwirkung häufig mit antiken römischen Gewändern verglichen; sie besteht aus einem weiten ärmellosen Baumwollhemd, ebenfalls baumwollenen Hosen, dem langen und faltenreichen Burnus mit Ärmeln, der häufig mit Stickereien verziert ist, und einem Gürtel. Die Männer tragen außerdem Ledersandalen und den litham; die Frauen einen Rock statt der Hosen, als Schmuck Silberringe im Haar und an den Armen. Steinarmbänder finden sich auch bei den Männern, die übrigens alle bärtig sind; die Frauen flechten das Haar zu Zöpfen. Da die Gewänder oft mit Indigo gefärbt sind und sich die Farbe wegen des ununterbrochenen Tragens (man entkleidet sich nachts nicht) auch auf den Körper überträgt, ist man schließlich dazu übergegangen, sich darüber hinaus

noch mit Indigo einzureiben; das hat den Wüstennomaden die Bezeichnung „hommes bleus“ eingetragen. Auch die Zelte der Tuareg weichen von denen der übrigen Wanderhirten ab; sie bestehen nicht aus den üblichen Wollstreifen, sondern aus zusammengenähten roten Häuten von Schafen und Ziegen. Die Seiten werden mit geflochtenen Matten abgeschlossen; viele der Einrichtungsgegenstände sind ebenfalls aus Leder gefertigt. Bei den Kel Oui im Air sollen sich schon Hütten aus Palmblättern finden: eine Übergangserscheinung zum tropischen Gebiet. Die Form des Zeltdorfes ist bei den sahariens nicht immer die des Rundlings (Duars), sondern oft eine Art Straßendorf, bei dem die Zeltreihen zu beiden Seiten eines Wadis errichtet werden. Nur ein Teil der schwarzen Sklaven lebt seßhaft, in dörflichen Siedlungen, die bei den angebauten Flächen an den regenreichen Hängen des Gebirges liegen; der Rest begleitet die „Herren“ auf ihren Wanderungen.

Die großen und wohlgebauten Gestalten der Tuareg (1,70 bis 1,80 m) und die Eigenart ihrer Lebensweise haben auf die Reisenden meist überraschend und einnehmend gewirkt; ihre Lebhaftigkeit, der Frohsinn und die Neugier führten zur Bezeichnung als „große, sympathische Kinder“‘ [151] oder gar zu der Formulierung „The Ahaggar has the soul and body of a gentleman . . .“ [170]. Diese Begeisterung wird indes nicht von allen Kennern geteilt; Hardy [179] zählt neben dem kriegerischen Geist, dem ritterlichen Äußeren und ihrem liebenswürdigen Auftreten auch noch andere Eigenschaften auf: avidité, mendicité, vol, mensonge, chicane, fourberie, perfidie . . .! Eine Charakteristik, die wohl zum Teil durch die Hartnäckigkeit und den unbeugsamen Stolz bedingt ist, mit der diese freiheitliebenden Menschen dem Vordringen der „pax gallica“ entgegentraten. Heute ist die Unterwerfung der Stämme vollkommen durchgeführt; einer der letzten Rückschläge war die Ermordung eines im Hoggar lebenden französischen Einsiedlers, des Père Foucauld, in den Jahren des Weltkrieges, wo auch im S mehrere Aufstände ausbrachen.

Die Region der arabischen C h a a m b a (etwa 12 000), der dritten Hauptgruppe der Wüstennomaden, umfaßt den nordöstlichen Teil der französischen Sahara, insbesondere die großen Dünengebiete des östlichen Erg. Diese früher für schwer passierbar gehaltenen Teile weisen in ihrem Inneren ziemlich konstante Gänge oder Straßen auf, die sogenannten fidj oder gassi. Die Chaamba zerfallen in mehrere Einzelstämme, u. a. die Chaamba el Mouadhi um El Golea, die Chaamba bou Rouba südlich Ouargla und die Chaamba Berezga südlich Ghardaia. Ihre fast nur aus Kamelen bestehenden Herden weiden sie im Igharghargebiet. Das nördliche Zentrum ist Ouargla und der Wadi Rir, dessen Oasen sie beherrschen. Wichtige Weiden liegen außer im östlichen Erg auch in den Oueds des Tademait. Die Beschränkung auf die sandigen Gebiet ist so stark, daß den Kamelen dieser Stämme ein Betreten felsigen Geländes wegen der ausschließlichen Gewöhnung an den weichen Boden fast unmöglich ist. Andererseits hat die Oberfläche hier im Gegensatz zum Land der Tuareg den Vorzug, durchlässig zu sein, was den relativen Reichtum an geeigneten Weiden erklärt.

Chaamba und Tuareg leben in ewiger, erbitterter Fehde, die allmählich immer mehr zum Nachteil der Tuareg ausläuft, da sie die ungünstigere wirtschaftliche Basis haben und zudem stark durch innere Streitigkeiten ge-

schwächt werden. Es war das Hauptmoment der französischen Saharapolitik, diesen Gegensatz auszunutzen, um die Gebiete dabei allmählich zu okkupieren. Allerdings — und das ist ein treffendes Beispiel für die Naturbedingtheit der Lebensform — besteht die französische Besetzung im wesentlichen aus einigen nomadisierenden Abteilungen! Den Hauptteil dieser Wüstenkorps stellen die schon früh unterworfenen Chaamba, die sich als Kamelreiter (méharistes) besonders bewährt haben.

Als kleinere Gruppen von Wüstennomaden in diesem Bezirk wären noch die Mekhadma bei Ouargla, die Oulad Bahamou, die Oulad Yahia im Tademait und die Trouds um El Oued zu nennen. Die letzteren lassen heute ihre Herden meist nur noch im Souf weiden. Selten ziehen sie jetzt bis zum Nordrand der Schotts, wo sie alte Weiderechte besitzen. Als Eigentümer zahlreicher Dattelpalmen (1912: 114 000) waren sie früher stark am Karawanenverkehr nach N beteiligt, der jetzt zum größten Teil auf Zubringerdienste zur Eisenbahn beschränkt ist. Das führt zu einer stärkeren Bindung an das Soufgebiet, die sich auch im vereinzelten Bau von Gurbis (Hütten aus Zweigen) und im Besitz von Häusern bemerkbar macht: Übergangserscheinungen zum Halbnomadismus. Die Zahl der Trouds wird von Cauvet [141] auf rund 30 000 geschätzt.

Einige weitere Stämme im W der Südterritorien, die man ebenfalls als Wüstennomaden bezeichnen kann, werden bei der Behandlung Marokkos noch erwähnt; es sind vor allem die Doui Menia und die Oulad Djerir.

B. Tunesien

Tunesien, das früher in weitgehendem Maße unter der Herrschaft der Wanderhirten stand, ist heute infolge seiner verhältnismäßig günstigen natürlichen Bedingungen und starken kolonialen Entwicklung in einer Umstellung vom Nomadismus zur Seßhaftigkeit begriffen. Das gilt vor allem für den ganzen N des Schutzstaates. Hier ist die nomadische Bevölkerung durch die Zunahme der kultivierten Flächen und durch Verarmung zu vorerst unregelmäßigem Anbau übergegangen. Nur in trockenen Jahren ziehen heute noch halbnomadische Stämme des Südens und der Mitte weit nach N. Dann wandern die Métellit von Sfax in die Nähe von Bizerta, die Zlass (Djelass) um Kairouan und die Souassi um Sousse nach der Gegend von Béja (westlich Tunis). Allgemein findet sich aber überall Ackerbau als Nebenbeschäftigung und demzufolge eine starke Neigung zum Seßhaftwerden. Die windoffene Lage und die dadurch besseren klimatischen Bedingungen beschleunigen diesen Zug. Nur im SW, jenseits einer Linie, die etwa von Thala nach Maharès verläuft, sind große Gebiete noch reineren Wanderhirten überlassen. Das gilt etwa für die Hazem, die Hamerna und die Beni Zid um Gabès. Ähnlich weite Wanderungen wie in Algerien kommen jedoch kaum vor; häufig findet sich auch hier im S nur ein kleinräumiger Nomadismus, der im SW Übergänge zur Transhumanz erkennen läßt. So leben in der Gegend von Teboursouk Hirten, die im Sommer zum Anbau in die Ebene kommen, während sie winters in das Gebirge zurückziehen; die Entfernung der beiden Weideflächen beträgt aber nur wenige Kilometer. Andere Stämme wieder gehen nach übereinstimmenden Berichten in trockenen Jahren in den Ernte-

monaten nach dem N, um dort als Arbeiter zu helfen. Nahe Kebilli, im E des Chott el Djerid, zieht man dagegen von Januar bis Juni in die tunesische Sahara, während im übrigen Teil des Jahres von festen Wohnungen aus Ackerbau betrieben wird. Die großen Zelte werden bei diesen vielfältigen Arten des Überganges zur Seßhaftigkeit zuerst bodenständig, während die kleinen noch für die Wanderungen benutzt werden; außerdem errichtet man häufig schon Gurbis. So entwickelt sich ein System mehrfacher Behausungen, das beim Halbnomadismus in zahlreichen Formen auftritt.

Gemeinsam ist all diesen Mischverhältnissen die starke Verschiedenheit der Zusammensetzungen, die wiederum in sich keineswegs konstant sind, sondern je nach Witterung in allen Jahren wechseln. Die Zahl der Nomaden anzugeben, ist unter diesen Umständen nicht möglich. Aus der Angabe Bernards [115], daß über 400 000 Personen in Zelten wohnen, lassen sich annähernd sichere Rückschlüsse auf ihre vorherrschende Wirtschaftsform nicht ziehen. Für die Nomaden würde diese Ziffer jedenfalls weitaus zu hoch gegriffen sein. Das entscheidende Merkmal des Nomadismus im tunesischen Gebiet ist neben dem Zug zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau das Fehlen großer Wanderzüge bei den noch stärker Nomadisierenden. Natürlich macht das Kamel bei den Halbnomaden nur noch einen geringen Prozentsatz der Herden aus und dient lediglich als Transporttier. Der Hauptbestand setzt sich aus Schafen und zum kleineren Teil aus Ziegen zusammen.

In den östlichen Steppen Tunesiens versuchte man in letzter Zeit, das Seßhaftwerden durch staatliche Maßnahmen zu beschleunigen. Den Nomadenfamilien wurden Landstücke von 15—20 ha gegeben, die sie innerhalb von 5 Jahren bis zur Hälfte, später ganz bepflanzen sollen. Es besteht ferner die Verpflichtung zum Haus- und Stallbau. Sind diese Bedingungen erfüllt, so geht das Grundstück in den Privatbesitz der Siedler über; ein Verkauf oder eine Belastung ist jedoch für die ersten 20 Jahre noch ausgeschlossen. Für die Herden sind Kollektivweiden in der Nähe der Siedlungsgebiete reserviert worden. Die bisher gemachten Erfahrungen scheinen nicht zufriedenstellend zu sein. Despois [156] teilt mit, daß Brunnen fehlen oder zu weit entfernt sind. Die Nomaden beschweren sich über den zu geringen Umfang der Weiden und der Grundstücke mit dem Hinweis, daß den europäischen Siedlern 300 ha überlassen werden. Oft hatte man auch die Herden schon vermindert, ohne daß der Ertrag des Bodens nun so schnell einen Ausgleich schuf. Weit ernster als diese Übergangsschwierigkeiten scheinen jedoch grundsätzliche Mängel zu sein, die leicht hätten vorausgesehen werden können: die Angesiedelten lassen es in allem an Energie und Sorgfalt fehlen und verlassen sich bei jedem Mißlingen auf neue staatliche Unterstützungen. Auch die Verteilung von europäischen Kolonen im ganzen Siedlungsbereich, die als Vorbild dienen sollten, hat sich nicht recht bewährt. So steht zu befürchten, daß bei schwereren Rückschlägen, mit denen man aus klimatischen Gründen immer rechnen muß, die Nomaden ihre neuen Sitze wieder verlassen.

C. Algerien

In Algerien werden die Verhältnisse weitgehend bestimmt durch die N—S-Folge der Klima- und Vegetationszonen. Nördlich des Küstenatlas findet sich

das zum Gebiet der Winterregen gehörende fruchtbare Kulturland des Tell. Zwischen Tellatlas und Saharaatlas dehnt sich die weite Region der Steppen auf der Hochfläche, die nur teilweise anbaufähig ist, im überwiegenden Teil aber das ganze Jahr hindurch leidliche Weiden bietet. Südlich des Saharaatlas beginnt der Übergang zur Wüste; ein Gebiet, das Herden meist nur im Winter und Frühling zu ernähren vermag. Aus dieser Folge ergibt sich ziemlich gleichlaufend die Verteilung der Wirtschaftsformen. Der Tell ist die Zone des Seßhaften und Ackerbautreibenden; die Hochfläche der Schotts zwischen den Bergketten entspricht im wesentlichen dem kleinräumigen und Halbnomadismus, und erst die Flächen südlich des Saharaatlas werden von den eigentlichen, großräumigen Steppennomaden (Vollnomaden) bewohnt. Die Gebirgszüge des Atlas selbst ermöglichen in ihrem Zusammenhang mit der dazwischenliegenden Steppenregion schließlich das Vorhandensein von Bergnomaden.

Bernard-Lacroix haben eine noch eingehendere Trennung vorgenommen, die allerdings mehr äußerlich nach der Entfernung der Wandergebiete orientiert ist. Sie lassen auf die seßhaften Bewohner des Tell zunächst die „nomades à parcours très restreint" folgen. Als Wanderfläche dieser Halbnomaden werden Entfernungen von 20—50 km angegeben. Ihr Gebiet ist die Grenzzone des Tell, wo ein Anbau häufig noch möglich ist, ähnlich den in Tunesien herrschenden Verhältnissen. Darauf folgen in der Hochfläche die „nomades à campements distincts", die in „nomades hivernant au nord de l'Atlas" und „nomades hivernant au sud de l'Atlas" eingeteilt werden. Diese Art, die man als kleinräumigen Nomadismus bezeichnen könnte, zeigt bereits deutlich ausgeprägt das Kennzeichnen der eigentlichen Wanderhirten: verschiedene Sommer- und Winterquartiere. Deren Entfernungen sind jedoch relativ gering; selbst dann, wenn die Hauptgebiete südlich der Atlasketten gelegen sind. Als letzte und wichtigste Gruppe werden endlich die „nomades à estivage tellien" aufgeführt. Sie zeigen den Typus des Vollnomaden am ausgeprägtesten; ihre großen jahreszeitlichen Wanderungen erstrecken sich von den Grenzgebieten der Wüste teilweise bis in die Kulturzone des Tell hinein, und ihre Tätigkeit ist ziemlich ausschließlich der Viehwirtschaft gewidmet. Da jedoch heute der Besuch des Tell wesentlich eingeschränkt worden ist, erscheint die französische Bezeichnung auch aus diesem Grunde nicht mehr besonders glücklich; zudem haben sich die Züge der westlich des Djebel Amour wandernden großräumigen Nomaden niemals so weit nach N erstreckt. Für sie alle soll hier daher der Ausdruck Vollnomaden Anwendung finden.

In der Tellzone Algeriens nördlich des Küstenatlas gibt es einen Nomadismus heute nicht mehr. Letzten Resten dieser Erscheinung im Tale des Chélif und in der Ebene von Sétif kommt diese Bezeichnung kaum noch zu; es handelt sich um Stämme, die feste Hütten (Gurbis) besitzen, daneben aber auch Zelte, mit denen die Herden beim Weidewechsel begleitet werden. Der Hauptteil der Bevölkerung ist jedoch seßhaft, die Züge sind nur ein Umherwandern auf fest umgrenztem Besitz; Getreide wird bei allen Gruppen angebaut.

Noch nicht so weit ist die Entwicklung mehr im S, in der Zone des Halbnomadismus, vorgeschritten. Sie umfaßt in Algerien nicht nur die Grenz-

gebiete des Tell, sondern auch andere, durch lokale klimatische Vorzüge ausgezeichnete Strecken innerhalb der Hochfläche. Am stärksten ist der Zug zur Seßhaftigkeit bei den am Fuße des Tell- und Saharaatlas wohnenden Stämmen zu bemerken. Es handelt sich vor allem um die Gegend bei El Aricha, Saida, Tiaret, nördlich von Chellala (Sersou-Plateau), und bei Sidi Aissa; sämtlich am Südfuß der Küstenkette. Am Nordhang des Saharaatlas sind es die Bezirke um Mechéria, Bou Saada, Barika, Khenchela; endlich auch das ganze Hodnabecken. Periodische Herdenwanderungen finden in dieser Zone des Halbnomadismus im allgemeinen nicht statt; die Herden halten sich in der Nähe der Brunnen auf, bis die Umgebung genügend abgeweidet ist, um dann zu einer neuen günstigen Stelle zu ziehen. Nur in Zeiten ungewöhnlicher Trockenheit werden größere Wanderzüge unternommen. Meist bleibt der Führer des Stammes ständig an Ort und Stelle, und nur einzelne Gruppen suchen getrennt ihre Weidegebiete auf. Gleichmäßige und gemeinsame Züge sind also nicht die Regel; soweit sie vorkommen, richten sie sich nach der Mitte der Hochfläche und bilden einen Übergang zu den Formen des Bergnomadismus.

Die bergnomadischen Stämme Algeriens zeigen ihre Eigenart nicht immer klar, unterscheiden sich aber dennoch deutlich von den anderen Arten des Wanderhirtentums. Sie haben ihre Sommergebiete in den höheren Lagen des Tell- und Großen Atlas und ziehen im Winter nach unten in die Senke der Schotts, um den Unbilden der Witterung zu entgehen. Die Bewohner der Berggebiete von Daya, Saida sowie des Tiaret- und oberen Sersouplateaus wandern winters an die Ufer des Chott ech Chergui. Hierher kommen auch Nordstämme des Djebel Amour, während die Bewohner vom Nordhang des Oulad-Nail-Gebirges zu den Mulden des Zahrez Gharbi und Zahrez Chergui ziehen. Auch das Hodnabecken empfängt im Winter die südlich von Bordj bou Arreridj beheimateten Nomaden. Alle Bergnomaden halten sich demnach im Winter in der Niederung der Schotts auf. An ihrem Hauptsitz, wo die meisten nebenbei Ackerbau treiben, weilen sie also im Gegensatz zur Mehrzahl der Nomaden im Sommer. Bisweilen spielt der Anbau bei ihnen eine so große Rolle, daß sie merklich zu einer anderen Wirtschaftsform tendieren. So schicken die Hassasua bei Saida nur noch einen Teil ihrer Herden mit geringer Begleitung im Winter zum Chott ech Chergui; das entspräche also bereits der Transhumanz. Von den berberischen Shawiya im Aurès-Massiv wird berichtet, daß sie von den Höhen des Gebirges mit ihren Schafherden nach den Ebenen am Hodnabecken im SW wandern; sie leben dabei in Zelten. In ihrem Habitat besitzen sie jedoch auch feste Dörfer, die aber einen großen Teil des Jahres über leer stehen. Gerade dieses Nebeneinander von festen Bergdörfern und beweglichen Zelten ist bezeichnend für den Gebirgsnomadismus; ganz ähnliche Verhältnisse finden sich in Marokko.

Während für die Bergnomaden des Küstenatlas im Winter nur eine Wanderung nach S in Betracht kommt, da im N ja die Kulturzone des Tell ackerbaulich genutzt wird, steht denen des Großen Atlas der Weg nach N in das Hochland der Schotts und auch der nach S zur Steppenregion der Sahara offen. In der Tat pflegen auch einige Stämme die letztere Richtung einzuschlagen. Das gilt etwa für die Oulad Sidi Cheikh um Géryville, die im Tal des Wadi Gharbi überwintern, oder für die Oulad Nail um Djelfa, die nur

bis zum Wadi Djedi absteigen. Nur wenige Gruppen dehnen die Wanderungen weiter aus, etwa bis zum Wadi Rir, wo sie schon auf Gebiete der Chaamba treffen, und bis zum Mzab. Auch im Aurès ziehen die Oulad Rezaich aus der Gegend von Khenchela zum Südhang des Massivs. Aber hier liegt schon wieder ein Zwischenstadium zum Vollnomadentum vor, da das Becken bei Khenchela nicht mehr Bergweidencharakter trägt und wir es so schon mehr mit einem jahreszeitlichen Austausch zwischen zwei steppenähnlichen Gebieten zu tun haben. Solche Zwischenarten kommen auch anderwärts vor; z. B. bei den Rezaina in der Provinz Oran. Selbst die schon erwähnten Oulad Sidi Cheikh könnte man vielleicht hierher rechnen. Bei diesen Gruppen ist die Frage nach dem Hauptsitz schwer zu beantworten. Es sind zwar starke räumliche Unterschiede in den einzelnen Jahreszeiten vorhanden, aber bald wird daneben geringer Anbau getrieben, bald dagegen mehr Gewicht auf den Besitz von Palmoasen gelegt. Im wesentlichen spielt sich alles südlich und nördlich in der Nähe des Saharaatlas ab. Soweit Anbau getrieben wird, geschieht das natürlich vornehmlich im regenreicheren Norden. Je weiter man nach S kommt, um so unregelmäßiger wird die Aussaat nach Zeit und Menge. Wenn man im allgemeinen auch versucht, sich dem Wetter anzupassen, so zeigt doch die folgende Aufstellung von Lehureaux [202], wie wenig hier vorausgesehen werden kann und wie verschieden der Erfolg ist. Die Angaben beziehen sich auf den Kreis Djelfa (in Tausendern, abgerundet):

Jahr	Saat in ha		Ernte in Ztr.	
	Weizen	Gerste	Weizen	Gerste
1905	22,5	36,2	4,3	3,4
1906	3,3	4,7	13,0	28,4
1920	6,0	6,9	1,5	0,5
1921	2,4	2,6	9,6	18,0

Für 1928 gibt er die von Nomaden bebaute Fläche auf 8300 ha an, von insgesamt 2 755 000 ha! Dies Beispiel zeigt eindeutig, welch geringe Bedeutung die sporadische Gewinnung von pflanzlichen Nahrungsmitteln besonders im S hat. Vergleicht man dazu noch die Niederschlagswerte, die nach SE immer mehr abnehmen (Jahresmittel. Am Saharaatlas: Laghouat 150 mm, Biskra 146; weiter südlich: Touggourt 99, El Oued 77 mm), so ergibt sich klar, daß hier nicht nur der Ackerbau ausgeschlossen ist, sondern auch während der sommerlichen Trockenheit die geringe Menge der Niederschläge ausreichende Weiden nicht mehr zuläßt. (Laghouat Juni-August 26 mm Durchschnitt, Touggourt Mai-August 18 mm)! Wir befinden uns im Gebiet der Vollnomaden.

Die Wanderungen der Vollnomaden stehen mit denen der Bergnomaden in einer eigenartigen Wechselwirkung. Während die Stämme der Atlashöhen den Sommer in den Bergen verbringen und sich winters in der Hochfläche (oder am Südabfall) einfinden, ziehen die Vollnomaden gerade im Sommer in die Region der Schotts; ihre Winterweiden liegen in der gesamten, dem Großen Atlas südlich vorgelagerten Steppenregion. Die wichtigsten Vertreter sind im Territorium Ain Sefra die Trafi und Hamyan, in Ghardaia die Larbaa, aus Ouargla die Said Otba und aus dem Bezirk Touggourt die Ziban. Der Djebel Amour bildet insofern eine Grenze, als die im W wandernden

Gruppen ihre Züge bei weitem nicht so stark nach N ausdehnen wie die östlich beheimateten Nomaden, die mit ihren Herden teilweise auch heute noch über die Linie Sétif—Guelma—Souk Ahras vordringen. Die Sommerplätze der Trafi befinden sich an den Schotts nordöstlich vom Ksourgebirge; im Winter ziehen sie zu den Weiden des Wadi Saoura und gelangen bisweilen bis zum Touat. Die Hamyan südlich El Aricha schlagen denselben Weg ein, bleiben jedoch oft schon im Tale des Wadi Namous zurück; bei ihnen macht sich überhaupt eine starke Tendenz zur Verringerung und Verkleinerung der Weidezüge bemerkbar. Das gilt jedoch nicht für die Handelszüge; die Hamyan, als direkte Nachkommen der Beni Hilal, und auch die Trafi sind echteste Araber und als solche besonders eifrige „caravaniers". In ihren Händen liegt auch heute noch meist der Warenverkehr von und zu den reichen Oasen des Touat. Zum großen Stammesverband der Larbaa gehören folgende 10 Einzelstämme: die Mamra, Zekaska, Hadjadj, Oulad Sidi Sliman, Oulad ben Chaa, Oulad Salah, Sofrane, Ababda, Oulad Sidi Attaallah und Oulad Zian. Sie halten sich in den Wintermonaten zwischen Laghouat und Ghardaia auf und ziehen mit ihren Herden in der Trockenzeit bis zu den Tellgrenzgebieten im Sersouplateau. Die Said Otba nördlich Ouargla führen ähnlich große Wanderungen durch. Von beiden Stämmen wird Genaueres noch berichtet. Die Ziban endlich, zu denen die Oulad Zekri, die Arab Cheraga und die Arab Gheraga gehören, wandern aus der Region südlich von Biskra zu den constantinischen Plateaus.

Da die Schotthochfläche schon stark von den in ihr zirkulierenden Halbnomaden besetzt ist, gehen die Züge der Vollnomaden z. T. bis in den Tell hinein. Die zurückgelegten Entfernungen betragen dabei bis über 700 km, die tägliche Leistung 30—40 km. In den Monaten Mai bis Juni erfolgt im allgemeinen der Aufbruch, wenn nicht die Witterung Änderungen herbeiführt. In Jahren großer Dürre pflegt sowohl der Termin vorverlegt zu werden, als auch der Umfang der Herden bedeutend größer zu sein. Die Stämme ziehen in kleinen Gruppen und auf verschiedenen Wegen nach N, damit hinsichtlich der Durchzugsweiden und Wasserplätze möglichst wenig Schwierigkeiten entstehen. Wenn auch der Zug durch häufige Ruhetage unterbrochen wird und vielfach Zwischenweideplätze und Zwischenweidezeiten vorhanden sind, so ist doch der Charakter der Wanderung wesentlich schärfer ausgeprägt als bei den kleinräumigen Nomaden, deren Umherziehen oft nur ein Verlegen des Weidemittelpunktes an den nächsten Brunnen bedeutet. Eben wegen dieser starken Nutzung kam die Hochfläche für die Vollnomaden nur als Durchzugsgebiet in Frage. Die Dauer der Wanderungen und des Aufenthaltes in den Sommerquartieren ist nach den örtlichen Verhältnissen verschieden; meist bleiben die Nomaden 4—5 Monate im Tellgrenzgebiet. Hier finden sie nicht nur die für ihre Herden notwendigen Sommerweiden, sondern auch die zur Ergänzung ihrer Nahrung erforderlichen Lebensmittel. Als Hauptzahlungsmittel dienen ihnen Datteln, von deren Beschaffung schon die Rede war. Beim reinen Warentausch gibt man für 1 Maß Datteln durchschnittlich 3 Maß Weizen oder 6 Maß Gerste. Daneben wird jedoch auch gegen Geld gehandelt.

Diese geschäftlichen Beziehungen werden verstärkt durch das jetzt häufige Vermieten der Kamele an die Fellachen (zum Transportieren des Getreides usw.) und durch das Helfen der Nomaden selbst bei der Ernte. Da über-

wiegend in jedem Sommer dieselbe Gegend und derselbe Stamm aufgesucht werden, war das Verhältnis zu den Tellbewohnern bis in die letzte Zeit ein durchaus freundliches. Erst das stärkere Vordringen der französischen Kolonisation hat hier Folgerungen gezeitigt, die in hohem Maße den bisherigen Wirtschaftsprozeß beunruhigt haben, wenn auch allzu nachteilige Eingriffe in die naturbedingte Lebensweise der Nomaden vorerst vermieden werden konnten. In welcher Weise diese Dinge für Frankreich von Interesse sind, erhellt schon aus der Tatsache, daß die beiden bedeutendsten Veröffentlichungen über den Nomadismus in den französischen Kolonien Nordafrikas (Bernard-Lacroix und Lehureaux) die Frage des Zusammenstoßes dieser Wirtschaftsform mit wichtigen Kolonialinteressen als Hauptproblem in den Vordergrund stellen.

Bis zum Ende des XIX. Jahrhunderts waren Schwierigkeiten kaum vorhanden. Die „rahla", der sommerliche Zug nach dem Norden, war eine von den Tellbewohnern anerkannte Notwendigkeit, die auf altem, vorwiegend durch Macht begründetem Gewohnheitsrecht fußte. Die Art der Ausübung dieses Nutzungsrechtes („achaba") war je nach Tradition verschieden. Bald wurden die Wanderhirten nur geduldet, bald beruhte das Entgegenkommen auf Gleichseitigkeit, indem man zu anderen Zeiten die Herden der Tellstämme mit nach S nahm, oder aber man zahlte nach Übereinkommen eine Abgabe (Weidegebühr). Sie bestand meist aus einem festgesetzten Quantum Datteln, die als „Geschenk" dargebracht wurden. Hier zeigen sich zweifellos Anklänge an das orientalische Gastrecht, etwa eine Art Kollektivgastrecht. Darüber hinaus war das Kommen der Nomaden wegen der geschäftlichen Belebung und der Erntehilfe meist sogar erwünscht; man brauchte die Datteln aus dem Süden, wollte sein Getreide loswerden, und schließlich bedeutete auch die Düngung des Landes durch die Herden ein landwirtschaftliches Plus. Solange Raum genug vorhanden war, blieben Reibungen wegen etwaiger Übergriffe auf die angebaute Fläche geringfügig. Das Vordringen des europäischen Einflusses mußte hier jedoch ernste Schwierigkeiten schaffen.

Zunächst war der von der neuen Obrigkeit schwer erfaßbare Wanderhirt den Behörden nur ein verwaltungstechnisches Ärgernis. Mit der stärkeren Ansiedlung von Kolonisten und mit der Intensivierung der Wirtschaft überhaupt fand sich dann der schärfste Gegner des Nomadentums ein: das Individualeigentum. Seine sporadische Verbreitung über das ganze Gebiet zog sofort Konflikte nach sich. Soweit die Regierung etwa große Teile der Hochfläche als „herrenlos" okkupierte und zum Staatseigentum erklärte, sah man sich natürlich genötigt, die Stämme zumindest als Nutznießer weiter zuzulassen. Die Rechtsgültigkeit dieser Auffassung und Ordnung wurde übrigens bestritten und ist heute noch nicht endgültig geklärt. Der private Erwerber von Landgebieten verhielt sich anders. Sobald die Züge der Nomaden sein Gebiet berührten und die Herden seine Kulturen bedrohten, wandte er sich an die Verwaltung mit Protesten und mit Bitten um Schutz. Die Nomaden ihrerseits fühlten uralte Privilegien verletzt und — wandten sich an die Verwaltung mit Protesten und mit Bitten um Schutz. Der sich allmählich überall entspinnende Kampf wurde verschärft durch die unentschlossene und uneinheitliche Haltung der Behörden. Zum Glück wurde die Notwendigkeit der Wanderzüge und ihre gewohnheitsrechtliche Basis schon frühzeitig anerkannt.

Während man aber einerseits versuchte, die Rechte der Wanderhirten durch gerichtlich fixierte Vorbehalte sicherzustellen, kam es doch vor, daß Auflassungen von Grundstücken erteilt wurden, wenn etwa in dem betreffenden Gebiet zur Zeit gerade keine Herden weilten, oder weil es wegen der Gunst der Witterung im Süden von den Nomaden mehrmals nicht aufgesucht worden war.

Die Streitigkeiten nahmen bald einen derartigen Umfang an, daß eine generelle und durchgreifende Regelung dringend gefordert wurde. Der erste derartige Versuch erfolgte 1905. Von jedem Stamm, der seine Herden im N weiden lassen wollte, mußte rechtzeitig eine „demande d'achaba" gestellt werden. Nach Rückfrage im Gastgebiet erfolgte dann die etwa zweckmäßig modifizierte Genehmigung; jedoch wurde der Einzug in den Tell erst nach der Ernte gestattet. Die einzuschlagenden Wege wurden von den Behörden vorgeschrieben und die Züge selbst überwacht. Wenn auch durch diese Regelung die Sicherheit im allgemeinen wuchs, so waren doch bei der Größe des Gebietes und der naturgemäßen Schwierigkeit der Kontrolle so umfangreicher und vor allem so zerstreuter Mengen die Erfolge nicht überall zufriedenstellend. Eine i. J. 1913 berufene Kommission zur Neugestaltung der Verordnung konnte wegen des Krieges ihre Arbeiten nicht durchführen. Während dieser Zeit wurde den Nomaden aus guten Gründen auf das weiteste entgegengekommen. Erst die nachkriegs wieder verstärkt auftretenden Schwierigkeiten führten 1921 zu einer völligen Neuordnung. Es wurde zunächst für Alger-Oran eine Regelung getroffen. Ihre grundsätzliche Bedeutung lag in der Schaffung einer beschränkten Weidezone um Bogheri, Chellala, den Djebel Nador, Aflou und Djelfa. Zugelassen wurden nur die Larbaa, Said Otba und Oulad Yacoub (Aflou); daher ist ein besonderes Gesuch für sie nicht notwendig. Für die anderen Stämme bleibt diese Forderung bestehen. Nach wie vor werden Zeitpunkt und Route des Anmarsches vorgeschrieben; die innerhalb des Bereiches liegenden Anbauzonen müssen unbedingt geschont werden; die Verteilung auf den Bezirk erfolgt — möglichst den Wünschen entsprechend — durch die Behörde. Ferner wurde bestimmt, daß die Führer immer bei ihren Stämmen residieren müssen, um einen Verantwortlichen stets zur Verfügung zu haben, und daß Kamelkarawanen nur ohne Zelte und nur nach vorheriger Anmeldung das Reservat überschreiten dürfen. Im constantinischen Gebiet waren die Verhältnisse günstiger und demnach die Schwierigkeiten geringer. Man entschloß sich daher, für die um Touggourt beheimateten Nomaden im wesentlichen die alte Regelung anzuwenden, da für die relativ kleine Zahl ihrer Herden in ihren Sommergebieten gute und ausreichende Weiden noch vorhanden sind. Eine Schädigung der Kulturen läßt sich hier eher vermeiden. Sie haben also wie bisher in jedem Jahre ein Gesuch einzureichen, auf das hin ihnen Beginn, Weg und Dauer ihres Zuges vorgeschrieben werden. Auch hier wurden außerdem zahlreiche Einzelbestimmungen zur Verstärkung der Sicherheit erlassen. Der Erfolg dieser amtlichen Eingriffe war in den einzelnen Jahren je nach Witterung und somit Andrang ein recht verschiedener, im allgemeinen jedoch befriedigend. Nach Lehureaux [202] wurden in den Jahren 1922 bis 1928 folgende Viehbestände von Nomaden aus den Territorien Ghardaia und Touggourt in die Sommerweiden geführt (in 1000 Stück):

	1922	1923	1924	1925	1926	1927	1928
Schafe	48	51	39	72	99	92	51
Ziegen	39	22	13	27	37	31	20
Kamele	15	15	10	13	19	19	12
Insgesamt	102	88	62	112	155	142	83

Es zeigt sich, daß die Schwankungen bei den Dromedaren am geringsten sind (noch nicht 100 %), weil sie wegen ihrer wirtschaftlichen Rolle (Warentransport und Vermietung als Arbeitstier) stets in annähernd gleichem Maße benötigt werden und ferner, weil Veränderungen des Herdenbestandes durch Seuchen, Trockenheit usw. wegen der größeren Widerstandsfähigkeit der Tiere hier nicht so groß zu sein pflegen. Da alle Werte in der Aufstellung sehr niedrig erscheinen, handelt es sich vermutlich nur um die genau statistisch erfaßten Mengen. Nach einer anderen Quelle zogen über die beiden wichtigsten Paßstellen Laghouat und Biskra jährlich folgende Viehmengen in die Nordterritorien (in 1000 Stück, Durchschnittszahlen v o r 1920):

	Laghouat	Biskra	(Insgesamt)
Schafe	81	77	158
Ziegen	31	35	66
Kamele	11	10	21
Insgesamt	123	122	245

Da die Herden der Touggourt- und Ghardaiastämme zum größten Teil über Laghouat und Biskra ziehen, müßten die Angaben annähernd übereinstimmen. Der große Unterschied ist vor allem auf die zeitliche Differenz zurückzuführen; im Jahre 1920/21 wurden durch Trockenheit und Winterkälte $^1/_2$ bis $^2/_3$ der Herden vernichtet! Für eine genauere Beurteilung bliebe festzustellen, wieweit die Zahlen auf eigenen Angaben der Nomaden beruhen, die aus Furcht vor der Besteuerung stets viel zu niedrige Werte nennen. Nur bei den größeren Stämmen sind die Verhältnisse schon etwas genauer bekannt. Gerade die zahlreichen kleinen Stämme, die sich der behördlichen Regelung der Züge leichter entziehen können, rufen aber immer noch Beunruhigungen hervor. Sonst scheint in letzter Zeit eine Besserung eingetreten zu sein, wenn auch eine noch schärfere Trennung von Kultur- und Weideflächen immer wieder gefordert wird.

Im E hat sich die Lage weniger geändert. Nach wie vor suchen z. B. die Arab Cheraga ihre alten Sommerweiden auf; die ihnen vorgeschriebene Hauptroute (Chegga, Biskra, El Outaya, Barika, Ngaous, Belazma, Baouia, Châteaudun-du-Rhumel) weicht kaum von der 1906 von Bernard angegebenen ab. Auch die übrigen Stämme der constantinischen Sahara ziehen westlich und östlich des Aurès in die Hochfläche, etwa bis Sétif, Sedrata und Souk Ahras.

In den Provinzen Alger und Oran ist durch die Schaffung des Reservates allerdings eine räumliche Beschränkung für die nordwärts ziehenden Stämme eingetreten. Schwierigkeiten machen meist nur kleine, abgesplitterte Gruppen und die in der Hochfläche Beheimateten, bei denen eine Kontrolle nicht so leicht ist. Dagegen bieten die großen Stämme Gewähr für einen ruhigen Verlauf; so besonders die Larbaa und die Said Otba. Die letzteren nehmen nach den neuesten Berichten jetzt folgenden Weg: Anfang März ab Ouargla, bis

Ende April Bezirk Ghardaia, im Mai um Laghouat, im Juni um Aflou im Dj. Amour und dann in der Hochfläche bis in das Tellgrenzgebiet, wo sie sich von Mitte August bis Anfang Oktober aufhalten. Ähnlich sieht auch der Rückmarsch aus. Bei den einzelnen Gruppen und in den einzelnen Jahren kann der Weg natürlich mehr oder weniger stark von der beschriebenen Route abweichen.

Genauere Nachrichten, die wir Bugéja [130] verdanken, besitzen wir über die Konföderation der Larbaa, die wichtigste Gruppe der algerischen Vollnomaden. Hier können die Abweichungen von früheren Verhältnissen eingehender beobachtet werden. Zunächst die alten Wege. Die Stämme brachen ungefähr gleichzeitig auf, teilten sich aber auf dem Marsch, um nicht unter Wassermangel zu leiden. Der Weg der Mamra, Zekaska, Hadjadj, Oulad Sidi Sliman und Oulad Ben Chaa führte zunächst gemeinsam nach N über Zenina nach Tagouin. Hier erfolgte eine neue Teilung; eine Gruppe wandte sich zum Wadi Ouerk (nahe Chellala), die andere zum Wadi Soussellem. Die restlichen fünf Stämme, nämlich die Oulad Salah, Sofrane, Ababda, Oulad Sidi Attaallah und Oulad Ziane, zogen über Tadjemout, El Baida, Goudjila nach Ain Zilène (Victor Hugo) im Sersou. Auch hier trennte man sich; teils ging es in das Tal des Nahr Ouassel, teils nach Sebain Ain. Aus der Gegend zwischen Chellala und dem Sersouplateau erfolgte also die Zerstreuung aller Larbaastämme in die Gastgebiete und zu den Gaststämmen. Die Ababda ließen sich bei den Meggane nieder und blieben dort. Die Oulad Sidi Attaallah zogen nordöstlich bis nach Bogheri; die Oulad Ziane und Oulad Sidi Sliman zu den Beni Maide im Sersou; die Sofrane und die Oulad Salah zu den Oulad Amar im Ouarsenis; dorthin ebenfalls die Zekaska zu den Oulad Bessam; die Mamra und Hadjadj endlich nach N zu den Oulad Ayu bei Teniet el Had. So war der ganze Stammesverband rings um das Sersouplateau verstreut, das er auf getrenntem Wege erreicht hatte.

Auch bei den Larbaa kam es — besonders 1903 — zu Zusammenstößen und Ausschreitungen. Die Nomaden fühlten sich in ihren Sommerweiden unrechtmäßig bedrängt und machten ihrer Erbitterung durch Plünderungen Luft. Da im Sersou der Ackerbau besonders schnell vorgeschritten war, wurde die Lage hier ziemlich gespannt. Im Verlauf der behördlichen Regelungen hat man sich nun allmählich gütlich geeinigt. Die Larbaa ziehen jetzt zunächst in das Reservat um Djelfa; nach ihrer Zulassung zum Tell wird dann folgende Verteilung der Stämme vorgenommen: Die Ababda kommen zu den Oulad Ahmed Rechaiga bei Chellala; die Oulad Sidi Sliman zu den Beni Maida im Sersou; die Sofrane und Oulad Salah nach Tiaret; die Oulad Ziane, Zekaska und Ben Chaa in das Ouarsenis; die Hadjadj und Mamra zu den Ben Naouri und Igboud bei Teniet el Had und die Oulad Sidi Attaallah nach Bogheri. Der Vergleich zeigt, daß sich nicht allzu viel geändert hat. Die Oulad Sidi Sliman, Oulad Sidi Attaallah und Zekaska lassen ihre Herden auf den alten Plätzen weiden; dasselbe gilt ungefähr auch für die Hadjadj, Mamra und Ababda. Oulad Ziane und Ben Chaa ziehen statt in den Sersou in das Ouarsenis; hier macht sich die starke Ausbreitung der Kulturen im Sersouplateau bemerkbar. Wohl wegen dieses Wechsels zweier Stämme aus dem Sersou ins Ouarsenis kommt für die früher hier wandernden Sofrane und Oulad Salah die Gegend um Tiaret als neues Gebiet hinzu.

So sind einige Änderungen im Leben der algerischen Vollnomaden eingetreten. Häufiger als früher bleibt wohl auch ein Teil der Herden und der Zelte während des Sommerzuges im heimatlichen Bereich, soweit es die Weiden irgend erlauben. Oder aber sie beginnen — wie etwa die Hamyan in der Provinz Oran — in der Zone ihres sommerlichen Aufenthaltes länger zu verweilen und hier seßhaft zu werden. Diese Vorgänge (ständiges Niederlassen an den Notzeitweideplätzen) sind aber bei Vollnomaden äußerst selten. Von den Larbaa wird uns ausdrücklich bestätigt, daß im Verlauf der bisherigen Entwicklung keiner der Nomaden zum Ackerbau übergegangen ist. In der Kulturzone, die die Herden nach Ablauf der Erntezeit vom Reservat aus aufsuchen dürfen, werden ihnen jetzt öfters Weidegebühren abverlangt, über deren Berechtigung noch nicht endgültig entschieden wurde. Besonders für das Abweiden der Stoppelfelder fordern europäische Siedler zum Teil unverhältnismäßig hohe Preise. Sonst aber ist an den Gebräuchen des Wanderhirtentums hier nichts geändert worden; nur daß man sich jetzt bemüht, alles von oben zu regeln und reibungsloser zu gestalten.

Daß auch im Norden bei den Halbnomaden ein Seßhaftwerden noch immer nicht erreicht wurde, mag ein Bericht aus dem Jahre 1933 beweisen [253]; es handelt sich um die Gegend von Saida. Die Eingeborenen bauen hier schon Weizen und Gerste an; sie bearbeiten das Land mit französischen Pflügen, die von Mauleseln oder Pferden gezogen werden. Wenn das ausgesäte Getreide aufgeht, ziehen sie mit ihren Herden und den Zelten, die sie immer noch bewohnen, zu ihren einige Kilometer entfernten Weideplätzen; hier weiden die Herden unregelmäßig umher. Zur Ernte, die gemeinsam eingebracht wird, zieht man auf die Äcker zurück; das Vieh kommt dann auf die Stoppeln. Nach der Ernte wandern die Rezaina aus der Schotthochfläche hierher, um die Böden der europäischen Siedler abzuweiden. Der Stamm zahlt etwa 200—300 Francs dafür, sodaß auf den einzelnen 8—10 Francs entfallen; die so gepachtete Fläche wird vom Scheich verteilt. Sobald die Felder durch die Frauen abgestoppelt worden sind, werden sie mit den Herden beschickt. Im September ziehen die Rezaina in Gruppen von etwa 30 Kamelen und 300 Schafen und Ziegen zurück nach S. Damit ist jedoch das Wanderleben noch nicht erschöpft. Nach ihnen kommt aus den Berggebieten am Rande der Hochfläche der Stamm der Mahamid hergezogen, um Arbeiten zu verrichten. Sie ernten Halfa, fällen Bäume, roden Stubben, hacken Holz, schälen Eichen, brennen Holzkohle u. a. m. Die jüngeren Männer des Stammes verdingen sich wohl auch als Erntearbeiter. Auch die Mahamid leben in Zelten und ziehen mit ihren ganzen Familien umher.

Von einer endgültigen Seßhaftmachung, wie sie doch manche Autoren als nahe bevorstehend ansehen, schein also selbst dies Übergangsgebiet noch weit entfernt zu sein.

D. Marokko

Es ist von vornherein unwahrscheinlich, eine ähnliche Verbreitung des Nomadismus oder gar eine ähnlich geregelte N—S-Folge wie in Algerien auch für Marokko zu erwarten. Früher neigte man infolge irriger rassenkundlicher Erwägungen und wegen der geringen Kenntnis des Inneren sogar

dazu, ein Vorhandensein von Nomaden in Marokko überhaupt nicht anzunehmen. Die geographischen Gegebenheiten weichen nun in der Tat trotz gemeinsamer Grundzüge derart voneinander ab, daß das Bild hier ein wesentlich anderes sein muß.

Wieder sind es zunächst klimatische und orographische Faktoren, die die Verbreitung der Wirtschaftsformen bestimmen. Zwei davon sind vor allem ausschlaggebend: die doppelte Küstenlage im W und N und der Verlauf der Gebirgszüge. Das Angrenzen des Meeres an zwei Seiten hat zur Folge, daß auch zwei fruchtbare Küstenzonen vorhanden sind. Wichtiger noch ist die Verteilung der größeren Gebirge. Die Gesamtheit der Atlasketten bildet für die regenbringenden Winde ein Hindernis, das sich in der Verteilung der Niederschlagsmengen scharf ausprägt. Östlich dieser Mauer sind Mengen über 200 mm gar nicht vorhanden; auch die Zone von 100 bis 200 mm ist nur im NE breiter, sonst folgt ihr sehr bald ein Gebiet mit höchstens 100 mm Durchschnitt. Westlich davon übersteigen die Regenmengen, mit Ausnahme der küstenferneren Meseta, überall erheblich die 200 mm-Grenze.

Die unmittelbare Folge dieser Niederschlagsverhältnisse ist die Tatsache, daß Vollnomaden sich nur östlich und südlich der großen Atlasketten finden. Im Gebirge selbst wird meist von Seßhaften Anbau und zugleich Viehwirtschaft getrieben, mit Ausnahme des Mittleren Atlas, wo sich neben solchen Formen auch der Bergnomadismus findet. Im W schließlich gibt es nur in einer den Gebirgszügen vorgelagerten Zone Arten des Halbnomadismus; die restliche Meseta, die atlantische Küstenebene und das Rifgebiet werden wieder von Sassen bewohnt und genutzt.

Der Raum im E und S der Bergketten, der von den regenbringenden Westwinden weniger getroffen wird, gehört zum überwiegenden Teile den Vollnomaden. Nur an größeren Flüssen und in der Nähe des Atlas trifft man halbnomadische Stämme. Solch Übergangsgebiet ist die Zone von der mittleren Moulouja über Debdou nach Berguent, in der Halb- und Vollnomaden reiche Herden besitzen. Auch die Konföderation der Oulad El Hadj zeigt dieses Nebeneinander der Wirtschaftsformen. Beispiele für den Viehbestand um Debdou: die Oulad Amour (Halbnomaden, 3250) je 11 000 Schafe und Ziegen; die Oulad Sidi Mohammed ben Ahmed (Vollnomaden, 1350) 12 000 Schafe und 2000 Ziegen! Die Stämme der Dahra stehen mangels jeder natürlichen Grenze nach E in Zusammenhang mit den algerischen Vollnomaden, besonders den Hamyan. Der wichtigste Verband ist der der Beni Guil, die im ganzen Bezirk zwischen Figuig und Berguent beheimatet sind. Es handelt sich um arabisch sprechende großräumige Nomaden, die nicht etwa mit den noch zu behandelnden berberisch sprechenden Beni Mguild des Mittleren Atlas verwechselt werden dürfen. Ihre Züge verlaufen teilweise mehr in ostwestlicher Richtung und in der größten Ausdehnung etwa von Figuig, wo sie einige Ksours besitzen, bis zur oberen Moulouja. Der Reichtum an Herden wird aus folgenden Zahlen ersichtlich: 15 000 Kamele, 600 000 Schafe, 150 000 Ziegen. Bei den westlich angrenzenden Ait Tserrouchen du Sud (Vollnomaden) ist der Anteil der Dromedare am Viehbestand naturgemäß schon viel geringer. Südlich von den Beni Guil und schon zu den Südterritorien gehörend folgen die Wüstenstämme der Doui Menia und Oulad Djerir, deren Weiden zwar auf das Guir- und Zousfanagebiet beschränkt sind, die aber macht- und handels-

politisch weit ausgreifen. Beide waren heftige Gegner der Franzosen und nutzen auch heute noch die Grenzlage geschickt aus; selbst razzias kommen noch vor, sie werden meist von sehr kleinen Banden durchgeführt. Besonders die Doui Menia (etwa 10 000) haben starken Anteil am Karawanenverkehr zwischen Colomb-Béchar und dem Tafilelt. An sie schließen sich im W zwischen Ziz, Dadès und Draa die nomadischen Beraber an, deren mächtigsten Stamm die Ait Atta (etwa 50 000) darstellen. Handel und einflußreiche Beziehungen reichen weit nach S, während die Weidewanderungen nur eine geringe Ausdehnung haben. Den Ait Moghad im N des Tafilelt sind sie verfeindet. Die Oulad Yahia (20 000) am Oberlauf des Draa sind Halbnomaden. Ebenfalls mehr halbnomadisch sind wohl die Ait Seddrat, Ait Jellal und die schon erwähnten Ida ou Blal und Ait ou Mribet am mittleren Draa. Letztere kamen häufig als Sklavenkäufer nach Tendouf, die Ida ou Blal beherrschen wegen ihrer Raubzüge einen großen Teil des Karawanenverkehrs. Im ganzen SE Marokkos schließt sich hier der noch kaum erforschte Bereich der Wüstennomaden an, über die nur Einzelnachrichten vorliegen. So sollen z. B. die den Berabern benachbarten Arab (400 Zelte, 5000 Kamele, 8000 Schafe und Ziegen) bis zum Erg Iguidi ziehen. Im N haben wir es im ganzen Bergland zwischen Draa und Marrakesch vorwiegend mit Seßhaften zu tun.

Westlich der Atlasketten in der Hochebene zwischen Marrakesch und Fez, leben seßhafte bis halbnomadische Stämme in großer wirtschaftlicher Vielseitigkeit. Da infolge der Lage und klimatischen Verhältnisse die Bedingungen für den Anbau relativ günstig sind, ist hier bei gemischter Wirtschaft der Anteil des Ackerbaues größer und regelmäßiger. Von den Schauia, östlich Casablanca, hören wir, daß sie ihre Wanderungen nur innerhalb eines bestimmten, nicht sehr großen Gebietes vornehmen, das sie dauernd besitzen. Jahreszeitliche Unterschiede sind also hier kaum für die Züge bestimmend. Mit der Entfernung von der Küste nimmt im allgemeinen die Tendenz zum reinen Hirtentum zu, soweit nicht lokale Verhältnisse den Ackerbau bevorzugen lassen. Im ganzen ist die Zahl der halbnomadischen Stämme und ihre Verbreitung noch recht groß; zu ihnen gehören die Verbände der Beni Mtir, Zemmour, Zaian und andere. Von ihrer Neigung zum Bergnomadismus und zur Transhumanz wird noch die Rede sein. Wenn auf der Karte von S. Nouvel [221] die Verbreitung dieser Halbnomaden etwas über das Gebiet geringer Niederschläge (200 mm) hinausgreift und z. T. auch im Küstenland sich findet, so liegt das einerseits sicher an der weiten Auffassung des Begriffes „semi-nomades“. Darüber hinaus spielt als Ursache etwas anderes dabei mit, das sich in Algerien in dem Maße nicht bemerkbar machte: das Moment der Unsicherheit. Sie bedeutet, abgesehen von den Naturbedingungen, immer die nachdrücklichste Förderung des Wanderhirtentums. Besonders in an sich schon nicht allzu fruchtbaren Ländern wird der seßhafte Ackerbauer weitgehenden Schutz seiner angebauten Flächen verlangen; wird hier durch Einfälle von fremden Herden oder feindlichen Stämmen der ungewisse Ertrag seiner Ernte noch mehr in Frage gestellt, so ist eine allmähliche Verödung des Gebietes die wahrscheinlichste Folge. Die seit langem unruhigen politischen Verhältnisse in Marokko haben so unzweifelhaft dazu beigetragen, die Grenze des Anbaues enger zu ziehen, als es die natürlichen Bedingungen allein verlangen würden.

Endlich finden sich halbnomadische Stämme auch noch im Hinterland der mediterranen Küstenstrecke, etwa im Gebiet südlich Melilla. Als Beispiel seien die Zekkara erwähnt. Im übrigen Marokko nun, also den regenreichen Atlasketten und einer Zone der trockenen Hochfläche im W, finden sich in zahlreichen Übergängen und Verflechtungen die Form des Bergnomadismus, die Transhumanz und schließlich sogar Fälle, die weitgehend unserer Almwirtschaft entsprechen. Der Mittlere Atlas mit der stärksten Verbreitung des Bergnomadentums ist uns auf Grund französischer Quellen weitaus am besten bekannt. Er zeigt nur im N stärker den Charakter einer Kette; die Mitte ist erheblich niedriger und ermöglicht leichtere Übergänge von der Moulouja zum Azarar; der wieder höhere und geschlossenere Südteil ist nahe der Mouloujaquelle mit dem Hochatlas verwachsen. Nach E und S bildet dieser Fluß eine gute Grenze, während im W eine Abgrenzung des Atlas schwer ist. Hier geht er besonders im mittleren Teil unmerklich in die halbnomadischen Gebiete der Meseta über und gerade an jener Stelle, wo die Arten des Bergnomadismus am vielfältigsten entwickelt sind. Auf die klimatischen Unterschiede des E- und W-Abhanges wurde bereits hingewiesen. Während im windoffenen W der Schnee sich oberhalb 1000 m zu halten beginnt und im Dezember etwa von 2000 m an eine starke Decke bildet, liegt die Grenze im E wesentlich höher. Hier ist die größere Ausdehnung der aperen Zone jedoch weit mehr durch die Niederschlagsarmut als etwa durch höhere Temperaturen bedingt. Auf dem Ostabhang gibt es daher vorwiegend eine Art kleinräumiger, sommerlicher Herdenwanderung mit stark ackerbaulicher Grundlage im Tale der Moulouja. Nur der N des Mittleren Atlas zeigt ein anderes Bild. Hier finden sich südlich der halbnomadischen Riata in den Beni Ouarain, den Ait Youssi und den Marmoucha schon bergnomadische Stämme. Sie nehmen insofern eine wichtige Sonderstellung ein, als ihre Sommerwanderungen sie vom hohen Gebirge herab nicht nach dem hier ja dicht besiedelten Westen (Fez), sondern meist nach der Steppenregion des Ostens führen. Bei den weiter südlich im Gebirge lebenden Stämmen ist dieser Ostzug nicht mehr möglich, da die Kette des Hohen Atlas zu unmittelbar folgt. So geht der Sommerzug hier naturnotwendig nach dem Azarar im W des Mittleren Atlas. Das ist der Fall bei der Hauptgruppe der hier beheimateten Bergnomaden, den Beni Mguild. Ihre Wanderungen stehen in eigentümlichem und engem Zusammenhang mit mehreren kleinen Stämmen, den Guerouan, Beni Mtir und Zaian. Die südwestlichen Stämme des Tadla sind in dieser Hinsicht von geringerer Bedeutung. Interessant erscheinen sie nur insofern, als bei ihnen das Habitat (das wirtschaftliche Schwergewicht, die heimatlichen Gebiete, wo manchmal auch feste Hütten stehen) unten liegt und die sommerliche Wanderung sie in das Bergland führt. Dieser „Sommerzug" erinnert stark an die südwesteuropäische Transhumanz, pflegt aber bei den Bergnomaden nicht häufig zu sein; im algerischen Atlas und im N des Mittleren Atlas mußte ja das Gebirge als Hauptsitz angesehen werden. Der Grundtyp der Bergnomaden hat sein Habitat, wie es der Name schon andeutet, in den höheren Lagen; er zieht im Winter („Winterzug") in die angrenzenden und politisch meist abhängigen Ebenen, wo er mit der doppelten Überlegenheit des Bergbewohners und des Nomaden auftritt.

Neben diesen Sommer- und Winterwanderungen kommen nun aber auch

Doppelwanderungen vor, die im Zentrum des Mittleren Atlas sogar überwiegen. Die Gruppen ziehen im Frühjahr mit den Herden auf die Bergweiden und müssen im Herbst wieder, vor dem Schnee zurückweichend, die Ebenen westlich des Gebirges aufsuchen. Diese Bewegung vollzieht sich in einem merkwürdigen Rhythmus; so werden die Gebiete der nach oben gezogenen Beni Mguild von den von W nachziehenden Beni Mtir eingenommen, denen folgen wieder Teile der Zaian, und westlich von allen dehnen sich der Richtung entsprechend die halbnomadischen Stämme der Zemmour und Zaer weiter nach E aus. Nach Ausgang des Sommers verläuft dann alles wieder in umgekehrter Reihenfolge, wenn die talabwandernden Beni Mguild den Anstoß dazu geben. Wenn auch im einzelnen die Vorgänge weit komplizierter sind, kann man doch im allgemeinen von einer akkordionartigen Bewegung sprechen. Wirtschaftlich ist dieses Nachrücken der westlichen Stämme sehr vorteilhaft, da dadurch in der Zeit mäßigen Pflanzenwuchses der Weideraum vergrößert wird. Die Bevölkerung der ebeneren Gebiete gleicht also während der Trockenperiode die geringe Qualität der Weiden durch ein Plus an Quantität in beträchtlichem Maße aus. Der ganze Vorgang beruht natürlich auf gegenseitiger Duldung, die aber z. B. einen Anbau in fremdem Gebiet streng ausschließt. Tonangebend sind bei diesem gemeinsamen wirtschaftlichen Prozeß die östlichen Gruppen, die schon mehr Bergstämme sind. Bei den am stärksten Wandernden, also Teilen der Beni Mguild, ist eine Entscheidung, ob denn nun eigentlich Sommer- oder Winterwanderung vorliegt, nicht möglich, da sie weder im Sommer- noch im Wintergebiet irgendwelchen Ackerbau treiben; man muß also tatsächlich von einer Doppelwanderung sprechen. Der nebenbei gepflegte Anbau fehlt indes auch bei ihnen nicht; er wird in einer Zwischenstation vorgenommen und kompliziert nun das ganze Wandersystem in noch weiterem Maße, sodaß häufig vier bis fünf Perioden im Jahre abwechseln. Der durchschnittliche Ablauf ist etwa folgender: Im Oktober: Bestellen der Felder in der Zwischenzone; von November bis März: auf den Winterweiden; dann wieder zurück zur Frühjahrsbestellung, bis im Mai schließlich der Sommerzug beginnt, der aber zuweilen von einer kurzen Rückkehr in der Erntezeit unterbrochen wird. Laoust [198] gibt in einem Beispiel genauere Daten für die Mehrfachwanderung der Ait Arfa (Gruppe der Beni Mguild), die ihre Äcker im Tal des Guigno haben; dort liegt auch ihre wichtigste Siedlung, Almis. Sie brechen am 20. November auf zum Winterzug in die Ebene und erreichen den äußersten Punkt Mitte Dezember; dort Aufenthalt von über einem Monat und ab Ende Januar langsamer Rückmarsch. Mitte April treffen sie in der Zwischenzone ein zur Bestellung. Die großen Zelte werden in der Nähe der Maisfelder aufgeschlagen, wo man sät. Anfang Juni, wenn Saat und Schur beendet sind, beziehen sie die Sommerweiden. Die Ende Juni reife Gerste wird von den in kleinen Zelten Zurückgebliebenen geerntet. Mitte Juli zieht man mit den großen Zelten, aber ohne Herden, zur Zwischenstation, um die Weizenernte einzubringen. Im September ist der Mais reif; anschließend wird gepflügt und Gerste und Weizen neu ausgesät. Ende Oktober erst wird dann mit den kleinen Zelten die Herde von der Sommerweide geholt, bis im November der Turnus von neuem beginnt.

Trotz der starken ackerbaulichen Tätigkeit, besonders im letzteren Falle,

wird man die Beni Mguild wohl als Bergnomaden bezeichnen können, da sie einige wichtige Hauptmerkmale des Wanderhirtentums ausweisen: Der größte Teil des Stammes ist meist unterwegs, und die Wanderungen dauern — im Gegensatz zur Transhumanz — fast das ganze Jahr über. Die in den verschiedenen Zonen bisweilen vorhandenen festen Gebäude spielen neben den Zelten doch nur eine geringe Rolle und können oft kaum als Häuser bezeichnet werden; sie dienen meist auch nur als Speicher. Von großem Einfluß auf die Entscheidung muß immer die Frage nach dem Verbleiben der Wirtschaftenden selbst sein. Einige Mitglieder der Gruppe werden häufig im Habitat zurückbleiben müssen; das zeigt sich in zahlreichen Nomadengebieten und besonders bei den Halbnomaden. Sobald jedoch nur noch ein kleiner Teil den Herden auf ihren Wanderungen folgt, kann von Nomadentum nicht mehr die Rede sein. Diese Begleiter nehmen dann bald eine ähnliche Stellung ein wie unsere besoldeten Hirten; der Stamm als solcher wird — auch wenn er sich weiterhin überwiegend der Viehzucht widmet — ziemlich seßhaft und kann dann nicht mehr als nomadisch bezeichnet werden. Als Bergnomaden sind also nur diejenigen Stämme oder Gruppen anzusehen, die zum überwiegenden Teile ihren Herden bei den jahreszeitlichen Wanderungen in das Gebirge oder auf die Ebene folgen und nebenbei — oft im Zwischengebiet, wo sich vielleicht auch Speicher befinden — etwas Anbau treiben. Dieser vorübergehende Aufenthalt ist um so mehr verständlich, als ja auch die Wanderungen an sich — wieder im Gegensatz zur Transhumanz — nicht ununterbrochen, sonder häufig etappenweise erfolgen. So wird oft beim Zug auf die Sommerweiden die an den Abhängen gedeihende macchiaartige Vegetation als Zwischenweide benutzt.

Für die zahlreichen Grenzfälle des Bergnomadismus und die Übergangserscheinungen zum Halbnomadentum und zur Transhumanz sei als Beispiel noch die Wirtschaftsweise eines Stammes der Ait Ouarain im N des Mittleren Atlas angeführt. Die Ait Jellidasen gehören zu den Ait Ouarain (Warain) des W (oder Ichergiyen); sie leben am Nordabfall des Mittleren Atlas zum Zusammenfluß von Mellou und Moulouja. Ihre reichen Schafherden (50 000 Tiere, je Zelt etwa 50 Stück) weiden im Sommer im Atlas und im Winter in den Flußebenen. In beiden Gebieten wird auch Anbau getrieben. Die Siedlungen liegen im Zwischengebiet in Tälern der Höhenlagen von 1000 bis 2500 m, der Stamm lebt jedoch fast ausschließlich unter Zelten. Die Züge dehnen sich bis zu 65 km aus. Zwar wandert auch hier der ganze Stamm, aber meist nicht mit den Herden zusammen; diese werden vielmehr unter Hirten schon früher nach unten bzw. oben gesandt, der Hauptteil der Bevölkerung folgt aus ackerbaulichen Gründen jeweils erst später! Zudem findet sich hier auch schon der Anbau von Gemüse und die Pflege von Obstbäumen, Erscheinungen, die dem reinen Bergnomadentum ebenso fremd sind.

Die Sonderstellung des Bergnomadismus, der also mehr eine Abart des Halbnomadismus als des Vollnomadentums darstellt, zeigt sich in Marokko auch in der Art der Transporttiere. Hier werden zur Beförderung der Zelte usw. Rinder benutzt, da die klimatischen Bedingungen für das Kamel bereits zu ungünstig sind. Überhaupt ist die Zusammensetzung der Herden zugunsten der Rinder verschoben. Der bessere Ertrag des geringen Anbaues in den hinreichend bewässerten Gebieten und die verhältnismäßig guten Weiden

erklären den großen Wohlstand der Bewohner im Vergleich zu anderen Nomadenstämmen. Aus denselben Gründen sind sie aber auch nicht so kennzeichnende Vertreter des Bergnomadismus, wie er sich etwa bei vielen asiatischen Stämmen findet.

Auch im Mittleren Atlas sind Erschütterungen durch das Vordringen der französischen Kolonisation hervorgerufen worden. Die allgemein westwärts strebenden Bergnomaden waren die zähesten Feinde in den schwer zugänglichen Gebieten. Durch die Besetzung der Ebene waren ihnen Sommerzüge oft unmöglich; es kam in der Folge zu wirtschaftlichen Katastrophen. Die Bewohner des W jedoch fühlten sich freier und wünschten die Erhaltung des neuen Zustandes. In richtiger Erkenntnis von der Notwendigkeit der meisten Wanderungen ist man wohl bemüht, auszugleichen und die ursprünglichen Zustände nach Möglichkeit wiederherzustellen; doch haben sich durch die Ausbreitung des Individualeigentums ähnliche Konflikte und Folgen ergeben wie in Algerien; auch hier sind einzelne Stammesgebiete stark beschränkt worden. An Änderungen steht weiterhin zu erwarten, daß das Gebiet des Halbnomadismus noch mehr zugunsten des Ackerbaues eingeengt werden wird; die Erscheinung des Bergnomadentums dürfte sich zum großen Teil zur Transhumanz wandeln.

NOMADISMUS, TRANSHUMANZ UND ALMWIRTSCHAFT

In mehrfacher Beziehung zeigt sich das nordwestliche Afrika als Übergangs- und Mischgebiet. Sowohl anthropogene als auch naturbedingte Erscheinungen verschiedener Herkunft treffen hier aufeinander, um sich zu durchdringen. So sind etwa im Atlasgebiet und in seinem saharischen Hinterland Europa und Afrika in morphogenetischer Hinsicht vereinigt, und so finden sich hier in verschiedener Abstufung zwei eigentümliche Wirtschaftsformen beisammen: der besonders den Wüstengürtel der Alten Welt begleitende Nomadismus und die vornehmlich europäisch-mediterrane Transhumanz. Aus dem skizzierten Wesen des Bergnomadentums geht bereits hervor, daß es in starkem Maße dieser wirtschaftlichen Erscheinung der Transhumanz ähnelt. In der Tat beruhen beide vorwiegend auf dem sommerlichen Gegensatz von wasserarmer, verdorrender Ebene und regen- und weidereichen Berggebieten. Längs des mittelmeerischen Europa, aber auch in Kleinasien und an anderen außereuropäischen Stellen[a]), läßt sich diese Form der Wechselweiden wiederholt feststellen, die in der letzten Zeit in zahlreichen lokalen Untersuchungen beschrieben wurde. Seßhafte Bewohner steppenartiger Gegenden, die meist sowohl Viehzucht als auch Ackerbau betreiben, schicken ihr Herden im Sommer in das nächstgelegene, genügend niederschlagsreiche Gebirge, wo sich ausreichende Weiden finden. Ein Teil des Viehbestandes bleibt meistens unten; der Rest wird, zu großen Zügen vereinigt, bei Beginn

a) In irgendeiner Art findet sich die Herdenwanderung fast überall; Blache [12] nennt nur zwei grundsätzliche Ausnahmen: die Äquatorialgegenden, wegen des Fehlens einer Trockenzeit, und den Fernen Osten, wegen der hier geringen Bedeutung des Fleisches und der Milch als Nahrungsmittel.

der warmen Jahreszeit von Hirten in langen Märschen auf die Bergweiden geleitet oder auch (so zuerst in Spanien) große Strecken mit der Bahn befördert. Neben dieser Sommerwanderung (transhumance d'été ou normale) findet sich weiterhin eine Winterwanderung (transhumance d'hiver ou inverse), wenn nämlich seßhafte Bergbewohner ihr Vieh im Winter in die angrenzende Ebene schicken, weil die Schneedecke im Gebirge ein Weiden unmöglich macht. Brunhes [14] erwähnt schließlich noch eine dritte Art, die transhumance commerciale, bei der fremdes Vieh zur Mast auf Bergweiden gebracht wird; auf diese Weise läßt man z. B. algerisches Schlachtvieh in Frankreich auffüttern, bevor es auf den Markt kommt.

Im nordwestlichen Afrika findet sich die Herdenwanderung fast nur in Marokko; auch hier ist sie meist mit ackerbaulicher Tätigkeit verbunden, zumal die Sommerwanderung weitaus vorherrschende Form ist. Seßhafte Stämme der Ebene, die teils in bodenfesten Zelten, meist aber in Stampfbauhäusern wohnen (oft gleichzeitig als Wohnung und Speicher dienend), schicken im Sommer den größten Teil ihrer Schafherden auf die Hochweiden des Atlas. Im Gegensatz zur europäischen Transhumanz leben die begleitenden Hirten vorwiegend in Zelten, die zusammen mit dem erforderlichen Gerät oft von Rindern (in Europa: Pferden oder Eseln!) als Transporttieren befördert werden. Soweit nicht sommerlicher Grasmangel das wichtigste Motiv ist, kommt es häufig nur zu einer Frühjahrswanderung, um den bestellten Boden vor den Herden zu schützen. Bei frühreifenden Gewächsen kehrt das Vieh dann bisweilen schon Ende Juni zurück. Das gilt etwa von den Beni Mellal, die ihre Herden aus diesen Gründen im Frühjahr zu den Ufern des Oum er Rebia entsenden. Da die Berggebiete meist auch von anderen Stämmen bewohnt sind, müssen die transhumants entweder einen gewohnheitsrechtlich fundierten und dann auch stets anerkannten Anspruch auf die Hochweiden haben oder aber durch Geschenke ihre bloße Tolerierung bewirken; im letzteren Falle wird meist eine bestimmte Anzahl von Schafen für jede aufgenommene Herde angeboten. Überhaupt ist die „aktive" und „passive" Rolle (so Velu in [254]) der Herdenwanderung durchaus nicht so einseitig verteilt; in vielen Fällen werden sowohl eigene Herden entsandt als auch fremde empfangen; in der Ebene gibt es oft Stämme, deren sommers leere Weidegebiete von noch schlechter gestellten Viehhaltern aufgesucht werden. Dies mannigfache Ineinandergreifen trat schon bei der Schilderung der Beni Mguild zutage. Bei den Beni Mellal liegt es ähnlich; sie entsenden einerseits ihre Herden zu den Beni Madane, Semguett und Beni Zemmour, nehmen aber auch Viehbestände der Beni Amir und Beni Moussa auf. Als Beispiel für die marokkanische Sommertranshumanz können etwa die Ait Abdi, eine Gruppe der Ait Chokhman, angeführt werden, die um Tinguerft und Boutferda beheimatet sind, oder die Ait Sgougou (Meknès), deren Notzeitweideplätze im Quellgebiet des Oum er Rebia liegen. Es wurde schon bei den Bergnomaden darauf hingewiesen, daß in Marokko mit dem vorwiegenden politischen Übergewicht der Bergstämme dieser Sommerzug nur dem Einverständnis der in höheren Lagen lebenden Bevölkerung seine Existenz verdankt. Oft handelt es sich bei diesen Vorgängen daher um Stämme desselben Verbandes, die also politisch befreundet sind.

Neben dieser echten Transhumanz zeigen sich an einigen Stellen Er-

scheinungen, die der alpinen Weidewirtschaft nahekommen. So entsendet eine vorwiegend seßhafte Bevölkerung mit starkem Ackerbau von den Ufern der Moulouja ihre Herden auf den Ostabhang des Mittleren Atlas, der wegen seiner geschützten, niederschlagsarmen Lage lange Zeit schneefrei bleibt. Ein anderer Fall alpiner Sommerweiden kommt in den höheren Lagen des Mittleren Atlas vor. Da hier dank reichlicher Regenfälle die Erosion im jungen Faltengebirge zum Teil außerordentlich stark ist, zeigen sich als juvenile Formen tief eingeschnittene Täler, die in der kalten Jahreszeit einen ausreichenden Schutz gewähren und eine Überwinterung an Ort und Stelle gestatten. Einige kleine Gruppen können daher ihre Herden im Winter mit angebautem Futter durchbringen und treiben das Vieh nur im Sommer auf die nun schneefreien Weiden. Eine derartig weitgehende Stallfütterung pflegt aber bei den transhumants keineswegs üblich zu sein!

Generell kann die formale Frage nach der Trennung von Herdenwanderung und Wanderhirtentum für das ganze Gebiet nicht beantwortet werden; einige Stämme jedenfalls lassen eine Wirtschaftsform erkennen, die die Bezeichnung Bergnomadismus durchaus verdient. Für den Einzelfall wird es immer notwendig sein, verschiedene Kriterien heranzuziehen, um nach sorgsamem Abwägen zu einem Endurteil zu kommen — wenn eine schematische Festlegung zum Zwecke großer Übersichten notwendig ist. Bei solchen Unterscheidungen bedarf es vorerst einer Begriffsbereinigung, die schon mehrfach gefordert wurde; an Lösungsversuchen sind vor allem die Arbeiten von Arbos [4] und Blache [11, 12] zu nennen. Es soll hier noch einmal kurz unternommen werden, die beiden Wirtschaftsarten unter Hinzuziehung der Almwirtschaft voneinander abzugrenzen.

Jede praktische Festlegung entsprechender Definitionen wird auf eine Beschränkung oder Begrenzung der Begriffe abzielen müssen, da sonst Unterscheidungen wegen der Unübersichtlichkeit nicht gut möglich sind. So muß die Erklärung der Transhumanz durch Velu [254] als „migration périodique et régulière des populations imposée par les nécessités de l'industrie pastorale" notwendigerweise unzulänglich sein, da man damit ebenso das Wanderhirtentum (mit Ausnahme der Wüstennomaden) bezeichnen könnte. Ja, der Ausdruck „des populations" erweckt sogar den durchaus unerwünschten Eindruck, als ob es sich dabei um Wanderungen ganzer Stämme handele. Ebenso unbefriedigend ist etwa die Fribourgsche Auslegung[a]) als „déplacement alternatif et périodique des troupeaux entre deux régions déterminées de climat différent". So werden denn auch in der Literatur für die Erscheinungen der Herdenwanderung, des Wanderhirtentums und der Almwirtschaft die Begriffe Transhumanz und Nomadismus durcheinander gebraucht; bald für alle zusammen und bald, um e i n e Art besonders zu kennzeichnen. Bisweilen allerdings spricht man in richtiger Erkenntnis der Unklarheit dann noch von einer „transhumance proprement dite" oder einem „nomadisme proprement dit", ohne jedoch für diese „eigentlichen" Formen genauere Abgrenzungen zu geben. Als Grundlage einer festen Bestimmung können die Definitionen von Dédijer[b]) und Martonne [62] angesehen werden. Der erstere spricht von einer

---

a) E. Fribourg, La transhumance en Espagne. Ann. de géogr., 1910.
b) J. Dédijer, La transhumance dans les pays dinariques. Ann. de géogr., 1916.

„migration périodique des pâtres à établissements sédentaires", und Martonne ergänzt: „La vie pastorale transhumante typique est caractérisée par un double établissement fixe en montagne et en plaine". Hieraus kann das Wesen unseres Begriffes Herdenwanderung etwa definiert werden als: der durch den klimatischen Gegensatz von Ebene und Gebirge bedingte jahreszeitliche Weidewechsel von Herden seßhafter Bewohner, die größere Teile ihres Viehbestandes mit Hirten auf die Notzeitweideplätze schicken und meist auch Anbau treiben. Unsere Definition des Nomadismus lautete dagegen: ständiges und meist periodisches Wandern ganzer Stämme von Viehhaltern zum Zwecke der Weidegewinnung für ihre Herden.

Zweifellos weisen die so umgrenzten wirtschaftsgeographischen Erscheinungen der Transhumanz (Herdenwanderung) und des Nomadismus (Wanderhirtentum) mehrere gemeinsame Züge auf. Bei beiden spielt die Viehwirtschaft eine vorherrschende Rolle, sind die Herden vorwiegend aus Kleinvieh zusammengesetzt (mit Ausnahme der Wüstennomaden), und bei beiden werden umfassende Wanderungen zur Weidegewinnung vorgenommen, die dem jahreszeitlichen Wechsel unterliegen; soweit das Bergnomadentum in Betracht kommt, beruhen schließlich auch beide auf dem klimatischen Unterschied von Ebene und Gebirge. Daneben aber zeigen sich zahlreiche wesentliche Abweichungen, die als differenzierende Kriterien die Unterscheidung erheblich erleichtern.

Bei der Transhumanz ist die Viehwirtschaft, die gegenüber der nomadischen Viehhaltung hier schon als Viehzucht bezeichnet werden kann, häufig mit dem Anbau verbunden. Die Bevölkerung ist durchaus seßhaft; feste Wohnungen finden sich nicht nur im Habitat, sondern oft auch auf den Notzeitweideplätzen. Die Herdenwanderung umfaßt selten den gesamten Viehbestand des Besitzers und wird von wenigen besoldeten Hirten geleitet.

Demgegenüber sind beim reinen Nomadentum in keinem Falle feste Wohnsitze vorhanden. (Der Bergnomadismus bildet ja eine Abart des Halbnomadismus, also schon eine Übergangsform!) Die Viehhaltung ist fast ausschließliche Wirtschaftsform, sodaß ein gelegentlicher Anbau auch wieder nur bei halb- oder bergnomadischen Stämmen vorkommt; auch dann jedoch meist nicht regelmäßig und in gleichem Umfang, sondern je nach den Witterungsverhältnissen der einzelnen Jahre in größerem oder geringerem Maße. Da viele Stämme dann sowohl große als auch kleine Zelte nebeneinander benutzen, wird das Verbleiben der großen Zelte oft Aufschluß geben können, auf welche wirtschaftliche Tätigkeit man jeweils das Schwergewicht legt. Vorwiegend befindet sich der ganze Stamm, aufgelöst in einzelne Gruppen, bei den vollständig wandernden Herden; immer jedenfalls ist der überwiegende Teil der Angehörigen dauernd unterwegs. Schließlich kommen Anbau und Pflege von Dauergewächsen (etwa Obstbäumen) niemals beim Nomadismus vor; selbst in den Fällen, wo Wanderhirten als Besitzer von Dattelpalmen auftreten, überlassen sie die etwa notwendige Pflege stets seßhaften Sklaven oder sozial Untergeordneten. Überhaupt kann das politische Übergewicht über die Ansässigen als entscheidendes Merkmal des Nomadentums mit herangezogen werden.

Um im einzelnen zu einem Urteil über die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Wirtschaftsform zu gelangen, wird man zweckmäßigerweise möglichst

Nr.	Frage	Nomadismus	Transhumanz	Almwirtschaft
1	Ist die Bevölkerung seßhaft?	nie	stets	stets
2	Feste Wohnungen im Habitat?	nie	stets	stets
	auf der Notzeitweide?	nie	meist	stets
3	In welchem Maße wird Viehwirtschaft getrieb.?	fast ausschließlich (Viehhltg.)	meist vorwiegend (Viehzucht)	meist vorwiegend (Viehzucht)
4	Wichtigste Herdentiere?	Schafe, Kamele (Ziegen,Rinder)	Schafe	Rinder
5	Wer begleitet die Herden?	der ganze Stamm	nur einzelne, meist besoldete Hirten	nur Hirten (bzw. Molkereipersonal)
6	Welcher Teil der Herden wandert?	fast stets die ganze Herde	meist der größere Teil	der überwiegende Teil
7	Findet Stallfütterung statt?	nie	fast nie	stets (im Winter)
8	Rolle des Handels?	bedeutend	—	—
9	Wird Anbau betrieben?	nein	stets	stets
	In welchem Maße?	—	meist nur sekundär	annähernd gleichmäßig
10	Werden Dauergewächse gepflegt? (z. B. Obst)	nie	stets	stets
11	Wie ist das Verhältnis zu den Seßhaften im Notzeitweidegebiet?	politisch überlegen	früher auch meist überlegen, heute gleich oder unterlegen	—
12	Welchen Raum umfassen die Wanderungen?	Ebene (bzw. Ebene und Gebirge)	Ebene und Gebirge	meist nur das Gebirge (und sein Vorland)
13	Sind die Wanderungen regelmäßig (jahreszeitlich bedingt)?	meist regelmäßig	regelmäßig	regelmäßig
14	Sind die Wanderstrecken groß oder klein?	meist groß	groß	meist klein

Nr.	Wüstennomaden	Vollnomaden	Halbnomaden	Bergnomaden
1	nie	nie	nie	nie
2	nie	nie	nur selten	oft
	nie	nie	—	nur selten
3	ziemlich ausschließlich (Viehhaltung)	fast ausschließlich (Viehhaltung)	weit überwiegend	vorwiegend
4	Kamele (Schafe, Ziegen)	Schafe, Kamele (Ziegen)	Schafe (Ziegen, Kamele, Rinder)	Schafe, Rinder (Ziegen, Kamele)
5	der ganze Stamm	der ganze Stamm	der größte Teil des Stammes	der größte Teil des Stammes
6	die ganze Herde	die ganze Herde	meist die ganze Herde	meist die ganze Herde
7	nie	nie	nie	nie
8	sehr bedeutend	bedeutend	unbedeutend	unbedeutend
9	nie	nein	oft	meist
	—	—	nur zusätzlich und unregelmäßig	nur zusätzlich
10	nie	nie	nie	fast nie
11	politisch überlegen	politisch überlegen	meist überlegen	politisch überlegen
12	Ebene (bzw. Ebene und Gebirge)	Ebene (bzw. Ebene und Gebirge)	Ebene (bzw. Ebene und Gebirge)	Ebene und Gebirge
13	unregelmäßig	regelmäßig	unregelmäßig	regelmäßig
14	verschieden	groß	klein	meist klein

viele Kriterien heranziehen. Wenn nun versucht werden soll, die wichtigsten Merkmale in tabellarischer Form zusammenzustellen, so ist dabei stets zu beachten, daß diese Grundarten in der Praxis sich nur selten in so reiner Form finden werden. Um eine vergleichende Übersicht zu erleichtern, ist neben Nomadismus und Transhumanz auch die Almwirtschaft (oder Alpwirtschaft) berücksichtigt worden. Für die Almen bzw. Alpen sei hier die Definition Steblers [80] angeführt: „Unter einer Alp verstehen wir einen größtenteils oder ausschließlich als Sommerweide des Viehes benutzten Landkomplex im Gebirge, der meist oberhalb der ständigen Wohnungen gelegen ist und meist besondere zum Betriebe erforderliche Gebäulichkeiten besitzt, die in der Regel nur während der Weidezeit bewohnt sind."

Bei dieser Gegenüberstellung ist für die Beantwortung der Fragen beim Nomadismus das Vollnomadentum zugrunde gelegt worden. Um die extreme Form des Wüstennomadismus einerseits und die Übergangserscheinungen beim Berg- und Halbnomadentum andererseits besser zum Ausdruck zu bringen, sind die vier Arten des Nomadismus auch noch einmal in der gleichen Weise gegenübergestellt worden (Tabelle II).

Die Übersicht in Tabelle I zeigt, daß die Herdenwanderung mit der Almwirtschaft wesentlich mehr gemeinsame Züge aufweist (1—3, 5—6, 8—10, 13) als etwa mit dem Wanderhirtentum. In der Tat besteht der Hauptunterschied zwischen Transhumanz und Almwirtschaft nur darin, daß die letztere sich meist nur auf das Gebirge mit seinem nächsten Vorland beschränkt und im Winter sich infolge der Schneedecke überwiegend der Stallfütterung bedient. Dazu kommt noch als wichtiger Punkt, daß in den Herden der Almwirtschaft das Rindvieh überwiegt, während bei der Transhumanz die Schafe den größten Teil auszumachen pflegen. Alle anderen Abweichungen sind mehr gradueller als grundsätzlicher Art.

Will man nun auf Grund der Tabelle I die Wirtschaftsform etwa der Beni Mguild bestimmen, so zeigt sich deutlich ein Überwiegen der nomadischen Kriterien. Die meisten Kennzeichen jedoch zeigen, daß es sich hier mehr um eine Form des Nomadismus handelt, die als Bergnomadismus bezeichnet werden kann. Tabelle II legt ihre Merkmale innerhalb der Erscheinungen des gesamten Nomadentums fest und macht nun die Abgrenzung gegen die Transhumanz, aber auch ihre Zwischenstellung, noch sinnfälliger.

Daß es schließlich immer Lebensformen gibt, die jeder schematischen Einordnung sich widersetzen, mag ein letztes Beispiel beweisen. Bourilly [127] berichtet von den Cheraga am Oberlauf des Wadi Mloulou, daß sie hier in ihrem Habitat nicht nur Obst ziehen, sondern auch Bienen halten; im Sommer aber wandert der ganze Stamm mit den Herden fort bis zur Gada da Debdou, und nur einige Wächter bleiben zurück. Solche Einzelfälle dürfen jedoch nicht hindern, Einteilungen zum Zwecke einer besseren Verständigung vorzunehmen.

DAS NOMADENTUM UND DIE FRANZÖSISCHE KOLONISATION

Nichts kann besser und eindringlicher die Naturbedingtheit des Nomadentums beweisen und die bisweilen aufgestellte These von der vorwiegend

historischen Grundlage dieser Wirtschaftsform widerlegen als die Tatsache, daß grundsätzliche Änderungen im Verlaufe der französischen Kolonisation nicht eingetreten sind. Allerdings weist das parallel den jeweiligen historischen und kulturellen Epochen verlaufende Oszillieren des Nomadismus in den Übergangszonen jetzt wieder einmal eine für ihn negative Richtung auf. Das Pendel schlägt zurück — soweit der Schwingungsraum es zuläßt. In den Hauptzügen aber bleibt sonst zunächst alles unverändert. Das zeigen deutlich jene Gebiete, in denen Nomadentum und Kolonisation am stärksten aufeinandertreffen: Algerien und Marokko. Die konstanten klimatischen Bedingungen und die daraus resultierende Verbreitung der Vegetationszonen bleiben auch hier bestimmend für Art und Verbreitung des Wanderhirtentums. Selten sind die sonst äußerst stark fluktuierenden Gruppen so relativ wahrnehmbar geschieden wie gerade in Algerien durch die fast parallele Aufeinanderfolge von Tell, Steppe und Wüste. Die vorwiegende Gleichmäßigkeit von Küstenferne und orographischem Bau wird nur gestört durch die Tatsache, daß die regenbringenden Winde meist von W kommen und gerade hier sich besonders hohe Erhebungen befinden. So entsteht eine Bevorzugung des östlichen, nicht mehr im Regenschatten gelegenen Gebietes, die die Gleichförmigkeit der N—S-Folge etwas modifiziert. Allgemein aber folgt nach dem Inneren zu auf die an den Tell anschließende Zone des Halbnomadentums das Gebiet der kleinräumigen Nomaden auf der Hochfläche der Schotts, beidseitig eingefaßt vom Bergnomadismus, und dann schließlich die Region echten Wanderhirtentums, wo die Herden in jahreszeitlichen Zügen weit nach N geführt werden müssen. Nordsüdlich nimmt entsprechend der zusätzliche Ackerbau ab, und in derselben Richtung verschiebt sich die Zusammensetzung der Herden allmählich zugunsten des Kamels.

Marokko hat wesentlich vorteilhaftere klimatische Bedingungen. Hier ist nur das Land südöstlich der Atlaszüge fester Raum der Nomaden. Die Zugehörigkeit des küstennahen Gebietes zum Halbnomadismus ist in großem Maße historisch-politisch bedingt durch die seit langem herrschende Unsicherheit. Eine völlige Gewinnung oder Rückgewinnung für den Ackerbau ist möglich, zumal starke Erfolge schon heute zu verzeichnen sind. Daneben findet sich im Mittleren Atlas das Hauptvorkommen des Bergnomadismus, der mehr halbnomadische Züge aufweist, aber stärker naturbedingt ist.

Solange die Seßhaften Nordafrikas auf sich selbst gestellt waren, hatte der Nomadismus nahezu ein Maximum seiner naturgemäßen Ausdehnung erreicht. Im Augenblick, wo mit dem Eindringen der französischen Kolonisation das Interesse an möglichst intensiver Bewirtschaftung wuchs, mußte ein langsamer Rückgang des Wanderhirtentums einsetzen. Der Prozeß ist heute noch nicht abgeschlossen. Aber schon 1906 wies Bernard darauf hin, daß ein dauernder Vormarsch des Ackerbaues nur dort möglich sein werde, wo der Nomadismus vorwiegend politisch bedingt ist. Als Rückzugsgebiet käme also in erster Linie Marokko in Betracht, ferner eine nördliche Zone des algerischen Schotthochlandes und große Teile Tunesiens, das schon länger in der Umstellung begriffen war. Als natürliche Folge müßten hier mehrere Veränderungen eintreten: Tendenz zur Verringerung der Wanderungen, Rückgang der Kamelzucht zugunsten des Rindes, Fortschritt der Kulturen, der Seßhaftigkeit und des Komforts, Hervortreten des Individuums, Lockerung der Familie

und des Duars dem Stamme gegenüber. Dabei kann man nun übrigens bei diesen Umstellungen zwischen solchen unterscheiden, die nur im Grenzsaum durch den Vormarsch des Ackerbaues eintreten, und anderen, die im ganzen Bereich infolge der allgemeinen Befriedung sich wahrscheinlich durchsetzen werden (also besonders den zuletzt aufgezählten).

Die recht pessimistische Einstellung Bernards hinsichtlich schneller und radikaler Änderungen hat sich in weitem Maße als berechtigt erwiesen. Die in der Zwischenzeit veröffentlichten Berichte lassen deutlich erkennen, daß von grundsätzlichen Wandlungen nicht gut gesprochen werden kann und daß auch die möglichen Umstellungen nur äußerst langsam vor sich gehen.

An Änderungen überhaupt und an zahlreichen und zum Teil auch schweren Eingriffen in das Wanderhirtenleben hat es jedoch nicht gefehlt. Das klare Ergebnis der Untersuchungen von Bernard-Lacroix, daß der Nomadismus meist naturbedingt ist und nur eingeengt, nicht aber ohne schwere wirtschaftliche Schädigungen verdrängt werden kann, hätte der Kolonialverwaltung als Richtschnur dienen müssen. Die Entwicklung der letzten drei Jahrzehnte zeigt nun hierzu eine merkwürdige Einstellung: Die obersten Behörden machten sich die angeführte Meinung zu eigen und erklärten, das Wanderhirtentum schützen und fördern zu wollen; die unteren Instanzen aber und die praktische Handhabung bewirkten so ziemlich das Gegenteil. Es kann hier nicht festgestellt werden, wer die von französicher Seite zugegebenen Mißgriffe letztlich verschuldet hat. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Klagen Hardys [181] über die mangelhafte kolonialgeographische Vorbildung der Beamten. „Seule la géographie est capable de communiquer aux oeuvres de colonisation la clairvoyance et la souplesse sans lesquelles elles sont exposées aux plus graves erreurs" stellt er fest und verlangt dann, daß am Anfang jeder kolonialen Laufbahn die Worte stehen müßten: „Nul n'entre ici s'il n'est pas géographe".

Es ist bei der Besprechung Algeriens aufgezeigt worden, wie es im einzelnen zu den Konflikten kam und welche Lösungsversuche man unternahm. Solche Schwierigkeiten haben sich natürlich auch anderweitig ergeben, nur sind sie dann weniger bekannt. Für Marokko können wegen der bis vor kurzem noch herrschenden Kämpfe Urteile nicht gegeben werden. Aus Tunesien hören wir Klagen, daß die mit staatlichen Mitteln angesiedelten Nomaden nach kleinen Mißerfolgen leicht mutlos werden und wieder zu ihren früheren Gewohnheiten zurückkehren. Man versuchte hier, Wanderhirten, denen eine sorgfältige Arbeit naturgemäß recht fremd ist, zum Obstbau zu bekehren, der doch gewiß ein ziemliches Maß an ausführlicher Betreuung verlangt! In den sudanesischen Gebieten begegnet uns der bekannte Vorwurf, daß man neuen Siedlern, hier Eingeborenen, Land zum Anbau überläßt, ohne sich um das Schicksal der dadurch verdrängten Wanderhirten sonderlich Gedanken zu machen. Anderswo veranlaßte schon vor längerer Zeit ein französischer Kolonialoffizier einige Nomaden, sich feste Häuser zu bauen; seiner Aufforderung wurde Folge geleistet. Als er später das Gebiet wieder besichtigte, fand er die Leute nach wie vor in ihren Zelten wohnend, während aus den Fenstern der Häuser die Ziegen ihre Köpfe heraussteckten! Diese Beispiele beleuchten schlagartig das Hauptübel der bisherigen Maßnahmen: Uneinheitlichkeit, ungenügende Vorbereitung, ja Ziellosigkeit. Da die überall

auftretenden Zusammenstöße zwischen den Siedlern und Nomaden faktisch meist mit einer Zurückdrängung des Wanderhirtentums endeten, wirkten sich diese Verhältnisse deutlich nachteilig auf die Viehwirtschaft der Eingeborenen aus. In Dürrejahren stand nun ein großer Raum zum Ausweichen nicht mehr zur Verfügung. Die Folge waren häufige Katastrophen und eine ständige Verminderung des Viehbestandes. Während in den Jahren 1900—1910 durchschnittlich 9 Millionen Schafe in Algerien gezählt wurden, ging diese Zahl im Zeitraum 1920—1930 auf 6 Millionen zurück. Dieser Niedergang der Nomadenwirtschaft führte zur Einsetzung zahlreicher Kommissionen und zur Aufstellung von umfassenden Programmen, die meist eine Vermehrung der Wasserstellen im Süden vorsahen, um auch in den jetzt beschränkten Weidegebieten der Trockenheit widerstehen zu können. Durchgeführt wurde jedoch von diesen immer wieder auftauchenden Vorschlägen gar nichts oder nur soviel, daß spürbare Besserungen kaum eintraten. Der Inspekteur der algerischen Viehzuchtbehörde, Trouette, äußerte daher, jeder kenne „. . . les résultats de ce régime. Ils sont désastreux . . .“! Daß diese Behauptung nicht übertrieben war, beweisen die neuen schweren Verluste, die der algerische Viehbestand i. J. 1930/31 durch extreme Trockenheit und Kälte zu erleiden hatte: 35 % der Herden fielen den Unbilden der Witterung zum Opfer; von 4¾ Millionen Schafen waren 1½ Millionen erfroren und verdurstet. Daß der verbliebene Rest dementsprechend gelitten hat, muß weiterhin berücksichtigt werden. Die Folge war eine Art Neuauflage des „Congrès de l'Eau“ von 1928. Allerdings scheinen diesmal die Arbeiten infolge des energischen Drängens des Gouverneurs Carde weiter getrieben worden zu sein. Neben der Schaffung neuer Wasserstellen, die überall in Entfernungen von 10—12 km in den Weidegebieten angelegt werden sollen, plant man die Einführung ergiebigerer Gräser und die Verschärfung des Kampfes gegen die Seuchen. Eine Vermehrung der Schafzuchtstationen soll weiteren Verbesserungen dienen. Die zunächst erforderlichen Mittel sollen bereits bewilligt worden sein. Es bleibt abzuwarten, welche Ergebnisse diese Projekte zeitigen werden.

Inwieweit neben diesen defensiven Maßnahmen nun auch gegen eine zu weitgehende Besiedlung in den Grenzzonen vorgegangen wird, ist nicht recht ersichtlich. Viele angesetzte Kolonnen mußten an ungünstigen Stellen den Anbau wieder aufgeben, da die Erträge zu gering und vor allem zu unregelmäßig waren. In einigen Fällen sind sie nun selbst zur Viehzucht übergegangen, sodaß für die Wanderhirten das Land weiterhin gesperrt bleibt. Daß es in manchen Kreisen nach wie vor an Verständnis für die eingeborenen Viehhalter mangelt, zeigt etwa die vor einigen Jahren in einer Sitzung der „Académie d'agriculture“ erhobene Forderung des Schutzes vor den Nomaden „. . . en supprimant cet anachronisme économique qu' est la transhumance“.

Wenn im Bereiche der Weidewirtschaft dem Nomadismus durch die Kolonisation beträchtliche Schädigungen bereitet wurden, so gilt das nicht in gleichem Maße für die Handelstätigkeit. Der fast ausschließlich in den Händen der Nomaden liegende Karawanenverkehr hatte in den Jahren der Okkupation durch die Kampfhandlungen zwar eine Einschränkung erfahren, sich dann aber bald wieder erholt. Einen N—S-Durchgangsverkehr durch die Sahara gibt es schon seit geraumer Zeit nicht mehr. Der Handel beschränkt sich darauf,

die wenigen Erzeugnisse der Oasen abzunehmen und ihre Bewohner mit allen notwendigen Waren zu versorgen. Dieser gesamte Austausch wird unmittelbar oder mittelbar von den Wanderhirten durchgeführt. Sie nehmen die Produkte entweder bei ihren regelmäßigen Weidezügen mit, oder sie stellen für wichtige Gebiete besondere große Handelskarawanen zusammen. Die Lebensnotwendigkeit dieser Beziehungen für die Oasen ist ein wichtiger Grund für deren Abhängigkeit von den nomadischen Stämmen. Ein Ersatz der Karawanen durch moderne Verkehrsmittel ist bisher nur in wenigen Fällen eingetreten. Als ernsthafter Konkurrent kommt, da es sich meist um billige Massengüter, vor allem Datteln und Getreide, handelt, vorerst nur die Eisenbahn in Frage. Die bisher südlichsten Punkte der drei Hauptlinien sind Colomb-Béchar, Djelfa und Touggourt. Von ihnen hat allein die letzte dem Nomadenverkehr nennenswerten Abbruch tun können. Die früher zwischen Souf und Tell ziehenden Karawanen der Troud müssen sich heute auf den Zubringerverkehr beschränken. Selbst wenn der lange gehegte Plan einer Transsaharabahn zur Ausführung kommen sollte, würde das also wohl nur regionale Auswirkungen haben. Man scheint sich jetzt jedoch wesentlich mehr für den Ausbau der Autoverbindungen zu interessieren. 1922 war die erste Durchquerung der Sahara mit Raupenautos, 1923 mit geländegängigen Wagen geglückt. Drei Jahre später wurde ein vierzehntägiger Autobusverkehr (mit Ausnahme der Sommermonate) auf der Strecke Colomb-Béchar—Reggan—Tanezrouft—Gao, bzw. Timbuktu, eröffnet. Eine weitere Linie über El Golea—In Salah—Tamanrasset—Zinder nahm man später in Betrieb. Bisher handelt es sich bei diesen Linien lediglich um einen Verkehr für Personen oder hochwertigste Waren, der die Existenz der Karawanen in keiner Weise bedroht. Im Gegenteil: vielfach mußte das Benzin für die Zwischendepots von Kamelen transportiert werden. Daß man die Frachtkosten in absehbarer Zeit so weit senken kann, daß sie für Datteln und Getreide aufgebracht werden können, bleibt zu bezweifeln. Vorläufig wird sogar die Post meist noch mit Kamelen befördert!

Abgesehen von diesem inneren Warenverkehr kommt dem nordwestafrikanischen Nomadismus eine größere wirtschaftliche Bedeutung für die französische Volkswirtschaft oder gar für die Weltwirtschaft nicht zu. Von einer Marktproduktion kann bei der geringen Qualität des Viehs und der Wolle kaum gesprochen werden; Marokko liefert z. B. nur 1—2 % des französischen Wollbedarfes.

So liegt der Gedanke nahe, das gesamte Gebiet, so weit wie irgend möglich, für den Anbau oder aber für die moderne Viehgroßwirtschaft nutzbar zu machen. In beiden Fällen wäre entweder eine völlige Umstellung der Eingeborenen oder aber eine Verdrängung bzw. Ausrottung und eine Neubesiedlung erforderlich. Aus den traditionsgebundenen Bewohnern der Steppe, etwa in restloser Ausnutzung bis zur 200 mm-Isohyete hin, Anhänger und Arbeiter des Dryfarmingsystems oder aber moderne Squatter machen zu wollen, wäre eine kapitalistische Utopie. Dazu würde eine rein materialistische, produktionshungrige Einstellung erforderlich sein, die in der Wirtschaftsgesinnung der Nomaden auch nicht den geringsten Platz hat. Der trotz seines Schweifens im höheren Sinne fest bodenständige Steppen- und Wüstenbewohner ist durch seine Lebensweise auf das stärkste und in jeder Hinsicht verwurzelt; die

Frage nach der Wirtschaftsform ist für ihn die Frage nach der Existenz schlechthin. Es hat sich gezeigt, daß eine Erziehung zu unseren wirtschaftlichen Anschauungen, soweit sie überhaupt möglich ist, ungewöhnlich große Zeiträume beanspruchen würde. Völlig offen bleibt dabei die Frage, ob dieser Weg für die Betroffenen einen Fortschritt bedeutet; nach ihrer heutigen Gesinnung gewiß nicht, da in ihr für wirtschaftliche Erfolge unserer Auffasung kein Raum vorhanden ist.[a]) Einstellung und Empfinden aller Orientalen bilden hier größte Hindernisse, wenn auch in den Motiven bei Nomaden und Seßhaften Unterschiede bestehen. Wenn der Nomade in wirtschaftlicher Hinsicht mit dem Orientalen, vor allem mit dem handeltreibenden Orientalen, eine nach unserem Maßstab weitgehende Passivität teilt, so ist auf anderen Gebieten diese Gemeinsamkeit nicht so stark. Während in religiösen Fragen der Städter erheblich aktiver ist, pflegt der Nomade dank seines durch die Ungebundenheit bedingten herrischen Auftretens in politischen Fragen weit reger und aggresiver zu sein. Man könnte etwa sagen, daß bei einer unterschiedlichen Betrachtung der orientalischen Wirtschaftsgesinnung die Mentalität des Nomaden stärker vom Freiheitsgefühl beeinflußt wird, die des Seßhaften vorwiegend von der Religion. Abgesehen von diesen Unterschieden ist beiden eigentümlich: eine nach unseren Begriffen geringere Wertung des Materiellen, ein Zufriedensein mit dem Gerade-Auskommen und ein starkes Mitspielen irrealer Faktoren in wirtschaftlichen Dingen.

Hinsichtlich der Arbeitskräfte kommt eine radikale Umstellung der Eingeborenen also nicht in Betracht; eine langfristige aber ist nicht mehr wirtschaftlich und zudem ja in ihren Erfolgen unsicher. Es bliebe dann nur noch die Einführung europäischer Arbeitskräfte, etwa durch Auswanderung. Aber gerade hier scheinen im Hinblick auf den Mutterstaat der Kolonie Zweifel geboten. Der ausreichende Raum in der Heimat, die geringe Geburtenzunahme und die geradezu sprichwörtliche Risikofeindlichkeit des französischen Kapitals sprechen durchaus dagegen. Dazu kommt noch die innere Abneigung der Franzosen, sich „draußen" zu betätigen, ja überhaupt umzusehen oder gar für immer niederzulassen. Die Einbeziehung der Kolonien als gleichberechtigten und gleichgewerteten Teil in das eigene Landesgebiet ist zunächst nur ein macht- und prestigepolitisches Wunschgebilde, das zwar von seiten des Staates, aber nicht immer in der Praxis durch den einzelnen Bürger gefördert wird.

Diese Erwägungen, die eine Vertreibung oder Ausrottung der eingeborenen Wanderhirten zur Voraussetzung haben müßten, sind trotz mancher privaten Anhänger vorerst durch die Einstellung der französischen Kolonialverwaltung illusorisch, die offiziell den Nomaden gegenüber eine Erhaltungs- und Kompromißpolitik betreibt, soweit es sich nicht um politische oder Prestigefragen

---

a) Vgl. über diese Frage das Werk von R. Junge, Das Problem der Europäisierung der orientalischen Wirtschaft, I. Berlin 1915. Doch geht der Verf. von der absoluten Priorität europäischer Wirtschaftsformen aus. Auch scheinen die Urteile über die Erfolge im Hinblick auf die kurze Beobachtungszeit zu optimistisch. Schickele [74] widerspricht ihm hier durchaus. Vor allem aber können die besonders für Turkestan gewonnenen Ergebnisse keineswegs unverändert für das nordwestliche Afrika gelten.

handelt. Trotz vieler Mißgriffe scheint also der grundsätzliche Bestand des nordwestafrikanischen Nomadismus nicht durch sie bedroht.

Seine Betrachtung lehrt, daß die verbreitete Meinung, wie sie etwa in dem Satz Otto Maulls [a]): „Immer mehr zeigt sich auch bei den Nomaden die Tendenz, zum Ackerbau überzugehen" zum Ausdruck kommt, nicht etwa dahin ausgelegt werden darf, daß eine baldige und womöglich restlose Verdrängung des Wanderhirtentums zu erwarten sei. Noch immer gilt vor allem das Wort Friedrich Ratzels [b]): „Der Übergang vom Nomadismus zur Ansässigkeit ist nirgends . . . freiwillig"

a) O. Maull, Geographie der Kulturlandschaft. Berlin 1932.
b) F. Ratzel, Anthropogeographie. Berlin 1892.

LITERATUR

Vorbemerkung

Der Inhalt der Einleitung geht zurück auf die Beschäftigung mit dem gesamten Nomadentum, also auch dem der anderen Verbreitungsgebiete. Wichtigere der hierbei benutzten Werke werden daher in der Literaturangabe A aufgeführt. Dort finden sich auch Veröffentlichungen zur Frage der Transhumanz und des Wanderungsproblems, soweit sie nicht allein regionalen Charakter tragen. Teil B enthält dann die Literatur zum engeren Thema der Arbeit.

Auf gelegentliche Entlehnungen aus anderen Schriften wurde jeweils in den Fußnoten verwiesen.

Dem Charakter der Arbeit entsprechend ist aus der Fülle des Schrifttums vorzugsweise die neuere Literatur berücksichtigt worden.

Abkürzungen

Ann. de géogr.	= Annales de géographie.
Afr. Fr.	= L'Afrique Française.
Bull. AOF.	= Bulletin du Comité d'Études Historiques et Scientifiques de l'Afrique Occidentale Française.
BSG . . .	= Bulletin de la Société de Géographie de . . .
Geogr. Journ.	= Geographical Journal.
Geogr. Rev.	= The Geographical Review.
GW	= Geographische Wochenschrift.
GZ	= Geographische Zeitschrift.
La Géogr.	= La Géographie = Terre Air Mer.
Rens. col.	= Renseignements coloniaux, Anhang von L'Afrique Française.
Rev. géogr. maroc.	= Revue de géographie marocaine.
Rev. hist. col. fr.	= Revue de l'histoire des colonies françaises.

A.

1. *E. de Agostini,* Le popolazione della Tripolitania. Tripolis 1917.
2. *E. de Agostini,* Le popolazione della Cirenaica. Bengasi 1922/23.
3. *H. W. Ahlmann,* La Libye septentrionale: Études de géographie humaine. Geografiska Annaler, 1928.
4. *Ph. Arbos,* The geography of pastoral life. Geogr. Rev., 1923.
5. *E. v. Bahder,* Herden, Hirten und Herren. Berlin 1926.
6. *E. Banse,* Das Beduinenbuch. Berlin 1931.
7. *C. H. Becker,* Islam und Wirtschaft. Archiv für Wirtschaftsforschung im Orient, 1916.
8. *H. Becker,* Pastoral nomadism and social change. Sociology and Sociological Research, 1930/31.
9. *U. Berner,* Rationales und Irrationales in der Wirtschaftsentwicklung primitiver Völker. Zeitschrift für Ethnologie, 1930.
10. *Ch. Biermann,* La Circulation au Pays de Montagne. Ann. de géogr., 1913.
11. *J. Blache,* L'homme et la montagne. Paris 1931.
12. *J. Blache,* Les types de migrations pastorales montagnardes. Revue de géogr. alpine, 1934.
13. *E. Bräunlich,* Beiträge zur Gesellschaftsordnung der arabischen Beduinenstämme. Islamica, 1933.
14. *J. Brunhes,* La Géographie Humaine. Paris 1925.
15. *J. Brunhes — P. Girardin,* Les groupes d'habitations du Val d'Anniviers comme types d'établissements humains. Ann. de géogr., 1906.
16. *E. H. Carrier,* Water and Grass: A Study in the Pastoral Economy of Southern Europe. London 1932.
17. *Cauvet,* Le Chameau. Paris 1925/26.
18. *L. F. Clauß,* Als Beduine unter Beduinen. Freiburg 1933.
19. *E. Cucinotta,* Nomadi e nomadismo nei trattati coloniali. Rivista coloniale, 1927.
20. *H. Cunow,* Die Wirtschaft der Natur- und Halbkulturvölker. (Allgemeine Wirtschaftsgeschichte, Bd. I.) Berlin 1926.
21. *H. Cunow,* Die Entstehung der Bodenkultur und Viehzucht. Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie, Bd. 5.
22. *J. C. Curry,* Climate and migrations. Annual Report of the Smithonian Institution, 1929.
23. *R. W. Darré,* Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse. München 1933.
24. *E. Demolins,* L'objet fabriqué et la force motrice chez les nomades. La science sociale, 1889.
25. *A. v. Dumreicher,* Fahrten, Pfadfinder und Beduinen in den Wüsten Ägyptens. München 1931.
26. *W. Eiardt,* Die Kulturform des Nomadismus in ihrer geographischen Bedingtheit. Diss. Köln 1923. (Maschinenschrift!)
27. *I. C. E. Falls,* Drei Jahre in der libyschen Wüste. Freiburg 1911.
28. *F. Flor,* Zum Wanderungsproblem. Anthropos, 1929.
29. *F. Flor,* Haustiere und Hirtenkulturen. Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik, 1930.
30. *E. Fritsché,* La transhumance; étude de géographie humaine. BSG Anvers, 1912.
31. *J. Frödin,* La distribution et les types divers de l'habitat d'estivage en Europe. Svenska geografiska arsbok, 1929.
32. *R. Gradmann,* Wüste und Steppe. GZ, 1916.
33. *R. Gradmann,* Die Steppen des Morgenlandes in ihrer Bedeutung für die Geschichte der menschlichen Gesittung. Stuttgart 1934.
34. *W. W. Grigorjew,* Die Nomaden als Nachbarn und Eroberer civilisierter Staaten. Petersburg 1875.
35. *F. Groß-Krakau,* Versuch einer Systematik der Wanderungen. Der Weltkreis, 1932.
36. *E. Hahn,* Die Wirtschaftsformen der Erde. Petermanns Mitteilungen, 1892.
37. *E. Hahn,* Waren die Menschen der Urzeit zwischen der Jägerstufe und der Stufe des Ackerbaus Nomaden? Ausland, Bd. 64.

38. *E. Hahn,* Die Entstehung und geschichtliche Bedeutung der Wanderhirten. Zeitschrift für Sozialwissenschaften, 1910.
39. *E. Hahn,* Die Hirtenvölker in Asien und Afrika. GZ, 1913.
40. *H. Hassinger,* Geographische Grundlagen der Geschichte. Freiburg 1931.
41. *W. Heape,* Emigration, migration and nomadism. Cambridge 1931.
42. *A. Hettner,* Der Gang der Kultur über die Erde. Berlin 1929.
43. *P. Honigsheim,* Die Wanderung, vom historisch-ethnologischen Standpunkt aus betrachtet. Tübingen 1929.
44. *P. Honigsheim,* Viehzüchternomadismus, Reichtumsbilanz, Bodenrente, Staatsgenesis. Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie, 1932.
45. *J. W. Hoover,* Navajo Nomadism. Geogr. Rev., 1931.
46. *E. Huntington,* The Mountains of Turkestan. Geogr. Journ., 1905.
47. *E. Huntington,* The Pulse of Asia. London 1907.
48. *P. Karutz,* Unter Kirgisen und Turkmenen. Leipzig 1911.
49. *A. Käselau,* Die freien Beduinen Nord- und Zentralarabiens. Diss. Hamburg 1929.
50. *A. Kennet,* Bedouin justice. Cambridge 1925.
51. *W. Koppers,* Das Problem der Entstehung der Tierzucht. Wien 1929. (Vorträge des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, Jg. 69.)
52. *W. Koppers,* Konnten Jägervölker Tierzüchter werden? Wien 1932. (Sonderabdruck aus Biologia Generalis, Bd. VII.)
53. *W. Kotwicz,* Die Rolle der Nomadenvölker in der Geschichte. Posen 1925.
54. *J. Kral,* Die Almwirtschaft in Karpathorußland. Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft Wien, 1928.
55. *F. Krause,* Das Wirtschaftsleben der Völker. Breslau 1928.
56. *M. H. Kuczynski,* Steppe und Mensch. Leipzig 1925.
57. *P. Kunhenn,* Die Nomaden und Oasenbewohner Westturkestans. Diss. Hamburg 1926.
58. *Th. Lefebre,* La Transhumance dans les Basses Pyrénées. Ann. de géogr., 1928.
59. *R. Leonhard,* Die Transhumanz im Mittelmeergebiet. Festschrift für L. Brentano, 1916.
60. *W. Maas,* Die Almwirtschaft in den Ostkarpathen. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Berlin, 1930.
61. *A. Macaluso,* I Beduini della Cirenaica e la loro organizzazione sociale. Bengasi 1930. (Notiziario economico della Cirenaica, t. III.)
62. *E. de Martonne,* La vie pastorale et la transhumance dans les Karpates méridionales; leur importance géographique et historique. In: Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis. Leipzig 1904.
63. *M. Mauss,* Essai sur les variations saisonnières des sociétés eskimos. L'année sociologique, 1906.
64. *C. Meinhof,* Die Religionen der Afrikaner im Zusammenhang mit dem Wirtschaftsleben. Leipzig 1926.
65. *V. Müller,* En Syrie avec les Bédouins. Paris 1931.
66. *A. Musil,* The manners and customs of the Rwala Bedouins. New York 1928.
67. *O. Quelle,* Die Herdenwanderungen in Spanien. Petermanns Mitteilungen, 1910.
68. *C. R. Raswan,* Tribal areals and migration lines of the north arabian bedouins. Geogr. Rev., 1930.
69. *C. R. Raswan,* Im Land der schwarzen Zelte. Berlin 1934.
70. *F. Ratzel,* Politische Geographie. München 1897.
71. *F. v. Richthofen,* Allgemeine Siedlungs- und Verkehrsgeographie. Berlin 1908.
72. *A. Rolet,* La transhumance va-t-elle reprendre une nouvelle activité? La Nature, 1930.
73. *T. Schakir-zade,* Grundzüge der Nomadenwirtschaft. Diss. Heidelberg 1931.
74. *R. Schickele,* Die Weidewirtschaft in den Trockengebieten der Erde. Jena 1931.
75. *W. Schmidt,* Totemismus, viehzüchterischer Nomadismus und Mutterrecht. Anthropos, 1915/16.
76. *W. Schmidt — W. Koppers,* Völker und Kulturen. (Der Mensch aller Zeiten, Bd. III.) Regensburg 1924.
77. *R. Sieger,* Zur Geographie der zeitweise bewohnten Siedlungen in den Alpen. GZ, 1907.

78. *M. Sorre,* Nomadisme Agricole et Transhumance dans la Sierra Nevada. Ann. de géogr., 1932.
79. *H. Spreitzer,* Der Almnomadismus des Klagenfurter Beckens. Wien 1924. (Zur Geographie der deutschen Alpen. Prof. Robert Sieger zum 60. Geburtstag.)
80. *F. G. Stebler,* Alp- und Weidewirtschaft. Berlin 1903.
81. *F. Stroppa,* Nomadismo e nomadi della Tripolitania propriamenta detta. Rom 1915.
82. *R. Thurnwald,* Werden, Wandel und Gestaltung der Wirtschaft. (Die menschliche Gesellschaft in ihren ethno-soziologischen Grundlagen, III.) Berlin 1932.
83. *R. H. Whitbeck,* The influence of geographical environment upon religious beliefs. Geogr. Rev., 1918.
84. *K. B. Wiklund,* The lapps in Sweden. Geogr. Rev., 1923.

B.

85. Die Tuareg des Südens. Globus, 1908.
86. Der heutige Saharahandel. Globus, 1908.
87. Les tribus du Maroc oriental. Rens. col., 1912.
88. L'ancienne route commerciale d'In-Salah à Tombouctou et les causes de son abandon. Rev. hist. col. fr., 1915.
89. Le nomadisme et la fixation des indigènes au sol. Afr. Fr., 1924.
90. La transhumance dans le cercle des Beni M'Guild. Rens. col., 1927.
91. *M. Abès,* Les Izayan d'Oulmès. Archives berbères, 1915/16.
92. *M. Abès,* Monographie d'une tribu berbère: Les Aith Ndhir (Beni Mtir). Archives berbères, 1917/1918.
93. *F. Albert,* Les Oulad Djerir. BSG Oran, 1905.
94. *P. Albert,* Situation et fractionnement des Beraber. BSG Oran, 1906.
95. *P. Albert,* Les tribus du Sahel Atlantique. BSG Oran, 1906.
96. *P. Albert,* Notes sur la tribu des Zoua. BSG Oran, 1907.
97. Annuaire Économique et Financier du Maroc. Casablanca 1929.
98. Annuaire Statistique de l'Algérie. Année 1930. Alger.
99. Annuaire de Statistique Générale du Maroc. Année 1930. Casablanca 1931.
100. *Ph. Arbos,* Vie pastorale française et vie pastorale marocaine. Rev. géogr. maroc., 1928.
101. *Ardaillon,* Notes sur les Touareg Ajjer. BSG Alger, 1911.
102. *C. Arriens,* Unter Kabylen und Beduinen. Berlin 1927.
103. *J. v. Asbroek,* L'énigme saharienne. Revue de questions scientifiques, 1930.
104. *Aymard,* Les Touareg de la région de Tombouctou. Afr. Fr., 1910.
105. *Aymard,* Les Touareg. Paris 1911.
106. *Bauger,* La confédération des Beni-Guill. BSG Oran, 1907.
107. *H. Baumann,* Vaterrecht und Mutterrecht in Afrika. Zeitschrift für Ethnologie, 1926.
108. *W. Behrmann,* Beobachtungen am Rande der Wüste. GZ, 1932.
109. *M. Benachenhou,* Les Oulad el Hajj nomades et la transhumance dans le Rokam. Rev. géogr. maroc., 1935.
110. *C. Ben Danou,* Contribution à l'étude de l'industrie pastorale en Algérie: Des nappes d'ha'fa et de leur rôle au pays de mouton. BSG Oran, 1915.
111. *Bendaoud,* Notes sur le pays Zaian. Archives berbères, 1917.
112. *A. Bernard,* Le dry-farming et ses applications dans l'Afrique du Nord. Ann. de géogr., 1911.
113. *A. Bernard,* La Valeur économique des Territoires du Sud. Rens. col., 1916. 1916.
114. *A. Bernard,* Le Maroc. Paris 1922.
115. *A. Bernard,* Enquête sur l'habitation rurale des indigènes de la Tunisie. Tunis 1924.
116. *A. Bernard,* L'Algérie. Paris 1929.
117. *A. Bernard,* L'habitation indigène dans les possessions françaises. L'Afrique du Nord. La Terre et la Vie, 1932.
118. *A. Bernard,* Psychologie des indigènes nord-africains. Afr. Fr., 1933.

119. *A. Bernard — N. Lacroix,* L'évolution du nomadisme en Algérie. Ann. de géogr., 1906.
120. *A. Bernard — N. Lacroix,* L'évolution du nomadisme en Algérie. Alger 1906.
121. *M. Bernard,* Le Sahara Occidental. Terre Air Mer, 1933.
122. *M. Bernard,* La Zone d'Ifni. La Géogr., 1934.
123. *J. Blache,* Modes of life in the Moroccan countryside. Geogr. Rev., 1921.
124. *R. Boisselot,* Le cercle de Tanout. Rens. col., 1934.
125. *Bonafos,* Une tribu marocaine en Mauritanie: les Ouled Bou Saba. BSG Oran, 1929.
126. *Boujean,* Le mouton dans la circonscription d'oued Zem. V. La Transhumance. Rev. géogr. maroc., 1928.
127. *J. Bourilly,* Eléments d'ethnographie marocaine. Paris 1932.
128. *Brosset,* La rose des vents chez les nomades sahariens. Bull. AOF., 1928.
129. *A. Buchanan,* Sahara. Stuttgart 1930.
130. *M. Bugéja,* L'estivage des Larbaa dans le Tell. BSG Alger, 1930.
131. *R. Busch-Zantner,* Die spanische West-Sahara. GZ, 1934.
132. *R. Busch-Zantner,* Westsaharische Probleme. GW, 1935.
133. *R. de Caix,* La population du Maroc. Afr. Fr., 1913.
134. *D. Campbell,* The Tuaregs or veiled men of the Sahara. The Moslem World, 1928.
135. *Canavy,* Les Ait Tserrouchen. Rens. col., 1907.
136. *Cauvet,* Le Dromadaire d'Afrique. BSG Alger, 1921.
137. *Cauvet,* Les noms des tribus Touareg. BSG Alger, 1924.
138. *Cauvet,* Les origines caucasiennes des Touareg. BSG Alger, 1924/25.
139. *Cauvet,* La Formation celtique de la nation Targuie. BSG Alger, 1925.
140. *Cauvet,* Les Touareg Iforas. BSG Alger, 1933.
141. *Cauvet,* Notes sur le Souf et les Souafa. BSG Alger, 1934.
142. *J. Célérier,* La Transhumance dans le Moyen Atlas. Hespéris, 1927.
143. *J. Célérier,* Le Maroc. Paris 1931.
144. *Charlet,* Imanr'assaten. BSG Alger, 1913.
145. *R. Chudeau,* Le Sahara Soudanais. Paris 1909.
146. *R. Chudeau,* Peuples du Sahara central et occidental. L'Anthropologie, 1913.
147. *M. Cortier,* Le pays des Touareg Joulliminden. La Géogr., 1910.
148. *M. Cortier,* Les salines du Sahara soudanais. La Géogr., 1912.
149. *A. Cour,* Notes sur la région de Berguent. BSG Oran, 1909.
150. *V. Demontès,* L'Algérie Économique. Alger 1923.
151. *F. Demoulin,* Les Touareg du Hoggar. Rens. col., 1926.
152. *F. Demoulin,* La vie des Touareg du Hoggar. Ann. de géogr., 1928.
153. *F. Demoulin,* Le nomadisme en Afrique du Nord et au Sahara. La Nature, 1929.
154. *F. Demoulin,* Les Touareg du Hoggar. La Nature, 1929.
155. *J. Despois,* La Tunisie. Paris 1930.
156. *J. Despois,* La Fixation des Bédouins dans les steppes de la Tunisie orientale. Revue Tunisienne, 1935.
157. *G. Diercks,* Frankreichs Kolonialpolitik in Algerien. Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 15.
157a. *Dinaux,* Un rezzou Touareg en Mauritanie. Rens. col., 1933.
158. *J. Dresch,* Une carte agricole du Maroc. Rens. col., 1934.
159. *J. Dresch,* La géographie dans l'enseignement secondaire indigène. L'Information Géographique, 1936.
160. *Ch. Eisenmerger,* La région de la moyenne Moulouya. BSG Maroc., 1920/22.
161. *J. Ferrandi,* Les oasis et les nomades du Sahara oriental. Rens. col., 1910.
162. *P. Friedrich,* Der Saharahandel. Zeitschrift für Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, 1908.
163. *L. Frobenius,* Kulturgeographische Betrachtung Nordwest-Afrikas. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin, 1909.
164. *Gacquière,* Berguent (Ras-el-Ain). BSG Oran, 1913.
165. *E. F. Gautier,* Déserts comparés. Ann. de géogr., 1919.
166. *E. F. Gautier,* Nomad and sedentary folks of Northern Africa. Geogr. Rev., 1921.
167. *E. F. Gautier,* Description géographique des Territoires du Sud de l'Algérie. In: Les Terr. du Sud de l'Algérie. Alger 1922.

168. *E. F. Gautier,* Native life in French North Africa. Geogr. Rev., 1923.
169. *E. F. Gautier,* Le Moyen Atlas. Hespéris, 1925.
170. *E. F. Gautier,* The Ahaggar: Heart of the Sahara. Geogr. Rev., 1926.
171. *E. F. Gautier,* Les siècles obscurs du Maghreb. Paris 1927.
172. *E. F. Gautier,* Le Sahara. Paris 1928.
173. *H. Girard,* Étude sur l'Adrar mauritanien. Rens. col., 1932.
174. *F. Goldstein,* Die Thesaurierungspolitik der Saharabevölkerung. Globus, 1907.
175. *Gouvernement Général de l'Algérie,* Le pays du mouton. Alger 1893.
176. *Gouvernement Général de l'Algérie,* Les Territoires du Sud de l'Algérie. Alger 1922.
177. *Grandidier . . .,* Atlas des Colonies Françaises. Paris 1934.
178. *C. Guy,* L'Afrique Occidentale Française. Paris 1929.
179. *G. Hardy,* La pénétration saharienne et la psychologie du nomade saharien. Rev. hist. col. fr., 1929.
180. *G. Hardy,* Le Sahara. Paris 1930.
181. *G. Hardy,* Géographie et colonisation. Paris 1933.
182. *G. Hardy — J. Célérier,* Les grandes lignes de la géographie du Maroc. Paris 1922.
183. *W. Harris,* The nomadic Berbers of central Morocco. Geogr. Journ., 1897.
184. *G. Höltker,* Zeit und Zahl in Nordafrika. (Festschrift für P. W. Schmidt.) Wien 1928.
185. *S. E. Howe,* Tuareg women and their veiled men. The Moslem World, 1928.
186. *P. Hubac,* Le problème du nomadisme en Tunisie. Terre Air Mer, 1931.
187. *M. Hübner,* Die französische Sahara. Leipzig 1907.
188. *Huguet,* Les tribus de l'Adrar Mauritanien. Rens. col., 1927.
189. *F. Jäger,* Afrika. Leipzig 1928.
190. *C. Jean,* Les Touaregs du Sud-Est. L'Air. Paris 1909.
191. *A. Jünger,* Kleidung und Umwelt in Afrika. Leipzig 1926.
192. *L. Justinard,* Les Ait Ba Amran. Paris 1930.
193. *E. Kaiser,* Vom Mittelmeer zur tunesischen Sahara. Geographischer Anzeiger, 1931.
194. *G. Kampffmeyer,* Der Islam im heutigen Nordwestafrika nach Prof. Louis Massignon. Die Welt des Islams, 1933.
195. *A. Köhler,* Verfassung, soziale Gliederung, Recht und Wirtschaft der Tuareg. Gotha 1904.
196. *F. de La Chapelle,* Une cité de l'Oued Dra' sous le protectorat des Nomades: Mesrat. Hespéris, 1929.
197. *F. de La Chapelle,* Les Tekna du Sud Marocain. Afr. Fr., 1933/34.
198. *E. Laoust,* L'habitation chez les transhumants du Maroc central. Hespéris, 1930 und 1932.
199. *M. M. Larnaude,* Dénombrement des populations dans les Territoires du Sud de l'Algérie. In: Les Terr. du Sud de l'Algérie. Alger 1922.
200. *R. Le Conte,* Les populations sahariennes. La Nature, 1923.
201. *L. Lehureaux,* La littérature poétique chez les Touaregs du Hoggar. BSG Alger, 1928.
202. *L. Lehureaux,* Le nomadisme et la colonisation dans les hauts plateaux de l'Algérie. Rens. col., 1931.
203. *L. Lehureaux,* Le Problème de l'Élevage ovin en Algérie et la Coopération. BSG Alger, 1933.
204. *H. Leiter,* Die Frage nach der Klimaänderung während der geschichtlichen Zeit in Nordafrika. Wien 1909.
205. *Mahmadou Ahmadou Ba,* Les Regueibat. Rens. col., 1927.
206. *Mahmadou Ahmadou Ba,* Les tribus secondaires du Sahel Mauritanien. BSG Oran, 1933.
207. *A. Mangeot,* Le problème de la laine en Afrique Occidentale Française; La transhumance au Sahel-Macina et région de Timbouctou. Rens. col., 1930.
208. *Mangeot — P. Marty,* Les Touaregs de la boucle du Niger. Bull. AOF., 1918.
209. *G. Marcy,* Une tribu berbère de la confédération Ait Warain: Les Ait Jellidasen. Hespéris, 1929.
210. *Mareuge,* Note sur l'Adrar Mauritanien et ses confins. Ann. de géogr., 1931.

211. *P. Marty,* Les tribus de la Haute-Mauritanie. Rens. col., 1915.
212. *P. Marty,* Le Sahara Espagnol. Revue du Monde Musulman, 1921.
213. *P. Marty,* L'Orf des Beni Mtir. Revue des études islamiques, 1928.
214. *L. Mathieu,* L'élevage du mouton en Algérie. BSG Alger, 1932.
215. *R. Maunier,* Sur l'ordre social nord-africain: tribu, cité, état. L'Anthropologie, 1935.
216. *A. Mesnier,* Territoire militaire d'Ain Sefra. BSG Oran, 1914.
217. *Miégeville,* Situation économique des Beni-Mellal. Rev. géogr. maroc., 1927.
218. *Modat,* Aperçu sur la Société Maure de l'Adrar. Bull. AOF., 1922.
219. *P. Mohr,* Algerien. Eine Studie über die französische Land- und Siedlungspolitik in Algerien. Berlin 1907.
220. *Th. Monod,* L'Adrar Ahnet. Paris 1932.
221. *S. Nouvel,* Nomades et Sédentaires au Maroc. Paris 1919.
223. *H. R. Palmer,* The Tuareg veil. Geogr. Journ., 1926.
224. *S. Passarge,* Afrika. (Geogr. Völkerkunde, Bd. II.) Frankfurt/Main 1933.
225. *Pennès-Spillmann,* La tribu arabe des Ouled Yahia Rev. géogr. maroc., 1929.
226. *R. Peyronnet,* Le problème nord-africaine. Paris 1924.
227. *R. Peyronnet,* Races et moeurs d'Afrique septentrionale. BSG Alger, 1924.
228. *R. Peyronnet,* Sud-Ouest Marocain, Rio de Oro et Sahara Occidental. BSG Alger, 1928.
229. *Pillant,* Notes contributives à l'étude de la confédération Zaian. Archives berbères, 1919—20.
230. *V. Piquet,* Les Civilisations de l'Afrique du Nord. Paris 1921.
231. *E. Pröbster,* Privateigentum und Kollektivismus im mohammedanischen Liegenschaftsrecht insbesondere des Maghrib. Islamica, 1931.
232. *E. Pröbster,* Die französische Bodenpolitik in Nordafrika. Koloniale Rundschau, 1930.
233. *Querlaux,* Les Zemmour. Archives berbères, 1915—16.
234. *E. Rackow-Beeskow,* Sattel und Zäume in Nordwestafrika. Baeßler Archiv, 1934.
235. *M. Radisson,* Causes et conséquences de la transhumance chez les tribus du Moyen Atlas. Revue de Zootechnie, 1923.
236. *Renaud,* Étude sur l'évolution des Kel Gress vers la sédentarisation. Bull. AOF., 1922.
237. Répertoire Statistique des Communes de l'Algérie. Alger 1932.
238. *Reynaud,* Les nomades es les sédentaires au Maroc. La Géogr., 1911.
239. *A. Richer,* Les Touaregs du Niger. Paris 1924.
240. *E. Richet,* La Mauritanie. Paris 1920.
241. *Rinn,* Origine des droits d'usage des sahariens dans le Tell. BSG Alger, 1902.
242. *Ch. Rivière,* Invariabilité du climat du Nord de l'Afrique depuis les temps historiques. Rev. hist. nat. appl., 1920.
243. *F. R. Rodd,* The people of the veil. London 1926.
244. *F. R. Rodd,* The origin of the Tuareg. Geogr. Journ., 1926.
245. *A. Rühl,* Vom Wirtschaftsgeist im Orient. Leipzig 1925.
246. *H. Schmidt,* Der jährliche Gang der Niederschläge in Afrika. Hamburg 1928.
247. *H. Schnitthenner,* Tunesien und Algerien. Stuttgart 1924.
248. *Schoen,* Les institutions administratives, politiques, sociales et juridiques dans le groupe Imorigen. Rens. col., 1928.
249. *E. Segaud,* Choses de Mauritanie. La Géogr., 1934.
250. Statistique Générale de la Tunisie. (Année 1930.) Tunis 1932.
251. *E. Steinilber-Oberlin,* Les Touareg tels que je les ai vus. Paris 1934.
252. *Terrasson,* La tribu des Arib. Rens. col., 1931.
253. *R. Tinthoin,* Essai sur le nomadisme aux confins de l'Atlas tellien et des Hauts Plateaux. BSG Oran, 1933.
254. *H. Velu,* La transhumance; Les problèmes économiques qu'elle pose. Rev. géogr. maroc., 1926.
255. *J. Wagner-Jauregg,* Der Verkehr in der algerischen Sahara. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, Wien, 1931.

LEBENSLAUF

Am 9. April 1907 wurde ich als Sohn des Postverwalters Louis Merner und seiner Ehefrau Marie, geb. Karg, in Prittisch (Grenzmark) geboren. Ich besuchte die Berger-Oberrealschule in Posen und bis zur U II das Realprogymnasium in Strausberg (Mark). Nach dreijähriger kaufmännischer Tätigkeit wurde ich an der Handels-Hochschule Berlin immatrikuliert und studierte dort zwei Semester lang Wirtschaftswissenschaften. Nach selbständiger Vorbereitung und einjährigem Besuch des Reform-Realgymnasiums in Oranienburg bestand ich Ostern 1928 hier die Reifeprüfung. Ich studierte nun an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin Geographie, Geschichte, Französisch und hörte hauptsächlich die Vorlesungen der Herren Professoren und Dozenten Brackmann, Breysig, Gamillscheg, Haake, Hartung, Hoetzsch, W. Holtzmann, Krebs, Kretschmer, Meinicke, Oncken, Perels, Pompeckj, Preuß, Rieffert, Rühl, Solger, Spranger, Stählin, Troll, Vogel, Wechssler; an Übungen nahm ich teil bei den Herren Haake, Hartung, W. Holtzmann, Kohlschütter, Krebs, Kuttner, Olivier-Henrion, Oncken, Perels, Rühl, Vogel. Ihnen allen, besonders aber den Herren Professoren Hartung, A. Rühl †, Troll und Vogel, bin ich zu Dank verpflichtet.

Im Juni 1933 bestand ich die Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen, im September 1935 das Assessoren-Examen.

Oranienburg, am 1. Oktober 1936.

Paul-Gerhardt Merner.